

EINE NEUE VORSTELLUNG VON DER ZUKUNFT

UISG BULLETIN

NUMMER 173, 2020

VORWORT	2
FRAUEN DES MITLEIDS, HINEINGENOMMEN IN DAS LEIDEN DER GANZEN SCHÖPFUNG	4
<i>P. Mauro-Giuseppe Lepori, OCist.</i>	
DIE PANDEMIE: EIN KAIROS ZUR FÖRDERUNG DER SYNODALITÄT ALS WEG ZUR UMSETZUNG VON LAUDATO SI'	15
<i>Sr. Nathalie Becquart, Xavière</i>	
COVID 19. EINE NEUE VORSTELLUNG VON DER ZUKUNFT. SPIRITUALITÄT UND CHARISMA KÖNNEN DAS ORDENSLEBEN IN UNSERER ZEIT FRUCHTBARER MACHEN.	21
<i>Sr. Teresa Gil, STJ</i>	
DIE PSALMEN: WEG ZUR FÜLLE UNSERES MENSCHSEINS	28
<i>Sr. Marie Laetitia Youchtchenko, OP</i>	
DAS DOKUMENT ÜBER DIE BRÜDERLICHKEIT ALLER MENSCHEN UND SEINE AUSWIRKUNGEN AUF DAS ORDENSLEBEN	38
<i>H. E. Miguel Ángel Kard. Ayuso Guixo, MCCJ</i>	
BURNOUT UND STÄRKUNG DER RESILIENZ IM ORDENSLEBEN	44
<i>Sr. Maryanne Loughry, RSM</i>	
LEBEN DER UISG	51
SEKRETARIAT DER UISG	56

VORWORT

Das Bulletin Nr. 173 schließt das Jahr 2020 ab, ein besonders schwieriges und dramatisches Jahr für die ganze Welt, die von der Covid-19-Pandemie heimgesucht wird.

Im Herzen klingen immer noch die Bilder und die Worte von Papst Franziskus beim Segen „Urbi e Orbi“ am 27. März 2020 auf dem Vorplatz der Petersbasilika nach. Vor dem menschenleeren und regennassen Petersplatz sagte der Papst, als er über den Abschnitt aus dem Markusevangelium über die Stillung des Sturmes sprach (Mk 4,35-41):

"Wir sind verängstigt und fühlen uns verloren. Wie die Jünger des Evangeliums wurden wir von einem unerwarteten heftigen Sturm überrascht. Uns wurde klar, dass wir alle im selben Boot sitzen, alle schwach und orientierungslos sind, aber zugleich wichtig und notwendig, denn alle sind wir dazu aufgerufen, gemeinsam zu rudern, alle müssen wir uns gegenseitig beistehen. Auf diesem Boot ... befinden wir uns alle. Wie die Jünger, die wie aus einem Munde angsterfüllt rufen: ›Wir gehen zugrunde‹ (vgl. V. 38), so haben auch wir erkannt, dass wir nicht jeder für sich, sondern nur gemeinsam vorankommen."

Die anfängliche Angst hat uns jedoch nicht gelähmt. Das geweihte Leben, weit davon entfernt, in der Ohnmacht zu verharren, wurde schon bald beseelt von einem Geist der Solidarität, des Mitleids, der universalen Geschwisterlichkeit, der Nähe zu den Geringsten, die durch die Pandemie noch schwächer geworden sind. Daraus ist das Bemühen erwachsen, persönliche und gemeinschaftliche Initiativen ins Leben zu rufen, um dem Notstand entgegenzuwirken und konkrete Wege zu finden, mit der leidenden Menschheit näher zusammenzurücken.

P. Mauro-Giuseppe Lepori, OCist.

Frauen des Mitleids, hineingenommen in das Leiden der ganzen Schöpfung

Im Licht des Themas des Mitleids über unsere Beziehung zur Welt, zur Schöpfung, zur Menschheit nachzudenken, bedeutet meines Erachtens, in den Kernpunkt des Problems einzudringen und sich bewusst zu werden, dass dieser Kernpunkt ein Herz ist. Das könnte sentimental erscheinen. Aber je mehr die Welt in ihrem orientierungslosen Lauf fortschreitet, desto mehr spüren wir, dass das wahre Problem der Menschheit, der Kirche und in ihr des geweihten Lebens nicht nur und nicht in erster Linie darin liegt, dass sie die Orientierung verloren hat, sondern dass sie den eigentlichen Mittelpunkt verloren hat: das Herz, das den Weg beseelen muss.

Sr. Nathalie Becquart Xavière

Die Pandemie: Ein kairos zur Förderung der Synodalität als Weg zur Umsetzung von Laudato si'

Die gegenwärtige globale Pandemie und Gesundheitskrise legen sowohl unsere Krankheiten und Störungen als auch unser Licht und unsere guten Seiten offen. Sie zeigen besonders Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten auf, aber auch Initiativen der Solidarität und der Fürsorge für die Schwächeren. Diese Zeit ist auch ein „kairos“: eine Gelegenheit innezuhalten und in sich zu gehen, um eine bessere Zukunft zu wählen und eine bessere Welt aufzubauen. Wenn wir in diesem noch unerforschten Kontext versuchen, die Zeichen der Zeit gemeinsam zu erkennen, dann hören wir noch lauter den Schrei der Armen, den Schrei der Unterdrückten, den Schrei jener, die um Luft zum Atmen flehen.

Sr. Teresa Gil, STJ

Covid 19. Eine neue Vorstellung von der Zukunft.

Spiritualität und Charisma können das Ordensleben in unserer Zeit fruchtbarer machen. Spiritualität ist entweder fruchtbar oder sie ist nicht. In diesem Sinne ist jede Spiritualität Quelle des Lebens und der Fürsorge. Wenn wir von „Fruchtbarkeit“ oder „Kreativität“ oder „Erneuerung“ sprechen: Worauf zielen unsere Wünsche dann ab? Mir scheint, dass es darum geht, einen neuen Platz für uns zu finden, einen neuen Lebensstil anzunehmen, der Sorge trägt für die Erde und für unsere Brüder und Schwestern, und letztlich um ein Leben im Dienst an unserer Welt aus der charismatischen Sendung heraus, die wir empfangen haben.

Sr. Marie Laetitia Youchtchenko OP

Die Psalmen: Weg zur Fülle unseres Menschseins

Die Psalmen sind ein beständiges Zwiegespräch zwischen Gott und der Menschheit: Der Psalmist bringt sein Leiden und seine Freude zum Ausdruck, seine Zweifel und sein Vertrauen, seine Besorgnis und sein Heil... Und Gott wendet sich an sein Volk, er fordert es auf, ihn zu hören, sich führen zu lassen, sich lieben zu lassen, denn er will sein Wohl. Ein beständiges Zwiegespräch, ein gegenseitiges Suchen, die Fortsetzung des „Wo bist du, Adam?“ aus dem Buch Genesis, wo es um die großen Fragen der Menschheit geht: „Woher komme ich? Wohin gehe ich? Welchen Sinn hat das alles?“.

S.E. Miguel Ángel Kard. Ayuso Guixo MCCJ

Das Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen und seine Auswirkungen auf das Ordensleben

Das geweihte Leben hat den Weg der Brüderlichkeit vor sich, der in einer Welt beschritten werden muss, die durch Hass, Kriege, Unrecht und Unterdrückung gespalten ist. Daher ist es wichtig, die Gemeinschaft in der Vielfalt, die Möglichkeit zum multikulturellen Dialog zu leben und zu bezeugen und die Möglichkeit zu Dialog und Frieden unter den Völkern und Menschen aller Hautfarben und Kulturen aufzuzeigen. In der Erfahrung der Brüderlichkeit erfahren wir den dreifaltigen Gott, der Gemeinschaft in Vielfalt ist.

Sr. Maryanne Loughry RSM

Burnout und Stärkung der Resilienz im Ordensleben

Der Wandel, den wir in unseren Gemeinschaften, unseren Diensten und in unserer Kirche erfahren, kann verstörend sein und manchmal Stress verursachen. Für manche kann er auch eine Chance darstellen; unsere Reaktionen lassen sich nicht verallgemeinern. Viele sind von dem raschen Wandel und der Ungewissheit überwältigt und verstört. Wenn man im Ordensleben mit Schwestern zu tun hat, die Probleme haben, dann lassen sich die Ursachen ihrer Probleme nicht immer genau bestimmen, und noch schwieriger ist es zu verstehen, wie man ihnen am besten helfen kann. Der Gebrauch psychologischer Begriffe und Etiketten kann die Probleme noch verschlimmern.

FRAUEN DES MITLEIDS, HINEINGENOMMEN IN DAS LEIDEN DER GANZEN SCHÖPFUNG

P. Mauro-Giuseppe Lepori, OCist.

Dom Mauro-Giuseppe Lepori wurde am 2. September 2010 zum Generalabt des Zisterzienserordens gewählt. In Lugano (Tessin, Schweiz) geboren, erwarb Dom Mauro-Giuseppe das Lizenziat in Philosophie (1982) und in Theologie (1990) an der Universität Freiburg in der Schweiz. Seit 2005 war er Mitglied des Rates des Generalabts und der Synode des Zisterzienserordens. Seine zahlreichen Bücher und Artikel, die in verschiedene Sprachen übersetzt sind, sowie seine Vortragstätigkeit und seine geistlichen Exerzitien haben ihn in weiten Kreisen bekannt gemacht.

(Dieser ungekürzte Vortrag wurde auf dem Studientag der Oberinnen und Rätinnen der belgischen Konstellation, Heverlee-Löwen, am 29. Februar 2020 gehalten.)

Original Italienisch

Ich möchte etwas beitragen zu Ihrer Reflexion über die ökologische Umkehr, zu der Papst Franziskus uns durch die Enzyklika *Laudato si'* aufruft, und dazu, wie wir diesen Appell in unserem weiblichen Ordensleben annehmen können. In meiner Betrachtung geht es um das Thema des *Mitleids*: um sein in Christus offenbartes Wesen, um seine weiblichen Eigenschaften, die auch an die Männer appellieren müssen, sowie darum, dass wir durch die Betrachtung dieses Geheimnisses zu seinem Sauerteig in der heutigen Welt werden sollen.

Im Herzen des Mitleids

Im Licht des Themas des Mitleids über unsere Beziehung zur Welt, zur Schöpfung, zur Menschheit nachzudenken, bedeutet meines Erachtens, in den Kernpunkt des Problems einzudringen und sich bewusst zu werden, dass dieser Kernpunkt ein Herz ist. Das könnte sentimental erscheinen. Aber je mehr die Welt in ihrem orientierungslosen Lauf fortschreitet, desto mehr spüren wir, dass das wahre Problem der Menschheit, der Kirche und in ihr des geweihten Lebens nicht nur und nicht in erster Linie darin liegt, dass sie die Orientierung verloren hat, sondern dass sie den eigentlichen Mittelpunkt verloren hat: das Herz, das den Weg beseelen muss.

Gott hat die Israeliten 40 Jahre lang durch die Wüste ziehen lassen, um sie dazu zu erziehen, nicht so sehr auf das Ziel ihres Weges zu schauen, sondern auf den Mittelpunkt, der sie zum Ziel begleitete und jedem ihrer Schritte und jedem Verweilen einen Sinn gab.

Wer ist dieser Gott, der mitten unter seinem Volk ist, das auf dem Weg zu seinem Land, zu seinem Zuhause ist? Er hat sich von Anfang an als ein *Gott des Mitleids* gezeigt, als ein vom Mitleid getriebener Gott, der seinerseits zum Mitleid treibt:

„Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne sein Leid. Ich bin herabgestiegen, um es der Hand der Ägypter zu entreißen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen (...) Jetzt ist die laute Klage der Israeliten zu mir gedrungen und ich habe auch gesehen, wie die Ägypter sie unterdrücken. Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten heraus!“ (Ex 3,7-10).

„Ich kenne sein Leid. Ich bin herabgestiegen.“

Das Erkennen ist im biblischen Sinn keine einfache Information, sondern liebevolle Anteilnahme. Gott ist berührt von dem, was er sieht, von dem, was er erkennt. Es ist ein liebevolles Erkennen, das den Erkennenden mit dem vereint, was er erkennt: wie ein Mann und eine Frau, die sich in ehelicher Liebe vereinen. Gott offenbart hier die tiefste Dimension seines Mitleids, das im gekreuzigten Christus in ganzer Fülle offenbar werden wird. Seit der Offenbarung vor Moses im brennenden Dornbusch lässt Gott sein bestehendes Mitleid erkennen. Es bedeutet „leiden mit“, dem Leiden des anderen nahe zu sein, dem Leidenden die eigene Gegenwart, die eigene Nähe anzubieten. Jesus verkörpert es und beschreibt es im Gleichnis vom barmherzigen Samariter, der sich zum Nächsten des unter die Räuber gefallenen Mannes macht: „Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam zu ihm; er sah ihn und hatte Mitleid, ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein eigenes Reittier, brachte ihn zu einer Herberge und sorgte für ihn“ (Lk 10,33-34).

Das Mitleid führt zu einem „Abstieg“: „Ich kenne sein Leid. Ich bin herabgestiegen, um es der Hand der Ägypter zu entreißen“ (Ex 3,7-8). So müssen wir den unendlichen, unergründlichen Abstieg des Gottessohnes bis hin zur Menschwerdung, zum Leiden und zum Tod verstehen: „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2,6-8).

Wir dürfen die Demut Christi nie von seinem Mitleid trennen – einem Mitleid, das er mit dem Vater teilt.

Wenn er sein qualvolles Gefühl zum Ausdruck bringt, vom Vater verlassen zu sein – „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt 27,46; Ps 22,2) –, dann könnte man sagen, dass Jesus, um das Mitleid des Vaters mit der Menschheit nicht zu verraten, auf den Trost der Gemeinschaft mit ihm verzichtet. Es ist als würde die ewige und unauflösliche Liebe, die er mit dem Vater teilt, sich einzig und allein im Mitleid mit der Welt verdichten, als wäre das Mitleid der letzte unzerstörbare Strang, der ihn noch dem Vater zu vereint, wenn alle anderen Stränge des Seils gerissen sind unter der Last der Sünde der Welt, die der gekreuzigte Sohn für uns trägt.

Auch für uns ist das Mitleid Christi also der unzerstörbare Kern der Liebe, die uns mit Gott und mit unseren Brüdern und Schwestern verbinden muss oder verbinden sollte, was auch immer geschieht.

Mitleid lernen

Gott, der Liebe ist, hat sich also durch das Mitleid offenbart. Das Abbild Gottes in uns, nach dem und für das wir geschaffen worden sind, muss daher neu entdeckt werden durch einen Weg der Anpassung an das Mitleid Christi. Das ist die eigentliche christliche Askese, denn so werden wir vergöttlicht. Die Vollkommenheit des Vaters, die Christus uns als Ziel unseres Lebensweges gibt, entspricht seiner Barmherzigkeit: „Seid also vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist!“ (Mt 5,48) – „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!“ (Lk 6,36). Man kann es auch so übersetzen: „Seid mitfühlend, wie auch euer Vater mitfühlend ist.“

Das Mitleid Christi steht mitten im menschlichen Drama, dem Drama einer Freiheit, die zur Liebe, zum Leben, zur Freude berufen ist, die aber auch wie Judas den Hass, die Lüge, den Tod, die Verzweiflung wählen kann.

Wenn aber das Mitleid Christi gegenüber den Brüdern und Schwestern zum Ausdruck gebracht wird, die „Verbrecher“ sind wie wir alle, gegenüber einer verlorenen, orientierungslosen Menschheit, dann wird es auch zu einem Rückweg, zu einer Umkehr: Es lässt uns den verlorenen Weg, den verlorenen Platz, das Haus des Vaters wiederfinden. Nur ein einziges Mal, am Ende des 27. Kapitels, gebraucht der heilige Benedikt in seiner Regel das Verb „Mitleid haben“, indem er vom Abt verlangt, den guten Hirten aus dem Evangelium, Christus, nachzuahmen: „Mit dessen [des verlorenen Schafes] Schwäche hatte er so viel Mitleid [*tantum compassus est*], dass er es auf seine Schultern nahm und so zur Herde zurücktrug“ (RB 27,9).

Es geht also darum, das Mitleid Christi als Weg zu leben, der uns rettet und der die Menschheit aus ihrer Orientierungslosigkeit rettet. Das gilt nicht nur für die Geschwister, die „Verbrecher“ sind und denen gegenüber man das Mitleid Christi zum Ausdruck bringen muss, sondern auch für jene Brüder und Schwestern, die Christus beruft, um sein Mitleid mit der Welt zu verkörpern. Es ist das große Gesetz der Barmherzigkeit, der mitleidenden Liebe, zu der Gott uns beruft, indem er sie uns vormacht und uns anbietet, sie zu erfahren. Das Evangelium sagt, wie schon das Alte Testament, sehr deutlich, dass man Barmherzigkeit empfängt, indem man sie gibt: „Selig die Barmherzigen; denn sie werden Erbarmen finden“ (Mt 5,7). Das Mitleid Christi ist der Weg zum Heil sowohl für jene, die es empfangen, als auch für jene, die es üben. Wir werden gerettet von der barmherzigen Liebe und in der barmherzigen Liebe: Es ist unwichtig, auf welcher Seite dieser Flamme wir stehen, denn es gibt es nur die Liebe, und alles geschieht in ihr.

Christus bittet uns mit Nachdruck, uns von seinem Mitleid lieben zu lassen, um seine Werkzeuge für unsere Brüder und Schwestern in der Menschheitsfamilie zu werden. Wenn der leidensunfähige Gott zu uns gekommen, in unsere Menschheit hinabgestiegen ist, dann müssen auch wir diesen „Weg“, diesen „Abstieg“ leben, indem wir Jesus, dem guten Hirten, nachfolgen.

Vom Kopf des Mannes zum Herzen der Frau

Hier ist meines Erachtens die Rolle der Frau entscheidend, und wir alle, Männer und Frauen, müssen uns dessen bewusst werden, auch um das Evangelium des Mitleids, und somit des Heils, besser zu verstehen und es verkündigen, es der Welt und der ganzen Schöpfung weitergeben zu können.

Beim Letzten Abendmahl hat Jesus sein Mitleid in einer ganz einfachen und sanften Form verkündigt, gleichsam um zu zeigen, dass auch der tragische Aspekt des Mitleids des Gekreuzigten uns nicht vergessen lassen darf, dass das Mitleid Gottes das Mitleid eines Vaters ist, der wie eine Mutter liebt.

Jesus zeigt seine Liebe „bis zur Vollendung“ (Joh 13,1), bis zum äußersten Mitleiden am Kreuz, indem er die Füße seiner Jünger wäscht. Auch hier handelt es sich um einen Abstieg, um eine physische und geistliche Erniedrigung. Es ist eine Geste des Mitleids, ein Sorgetragen für den niedersten, schmutzigsten, menschlichsten, irdischen Teil der menschlichen Geschöpfe. Es ist keine einseitige Erniedrigung nur von Seiten dessen, der die Füße des anderen wäscht: Auch wer sich die Füße waschen lässt, muss demütig werden, um zuzulassen, dass man sein Elend kennenlernt, berührt und teilt. Jesus will gegenseitiges Mitleid. Er will, dass seine Jünger „einander die Füße waschen“ (Joh 13,14).

Es liegt ein Geheimnis, ein Paradoxon in diesem gegenseitigen Mitleid, in diesem Abstieg der einen gegenüber der anderen – gleichsam ein ständiger Abstieg, der einer ständigen Anpassung nach unten bedarf. Es wird gleichsam ein Kreislauf des Mitleids unter den Menschen hergestellt, der im Abgrund unseres Elends den Abgrund der Liebe widerspiegelt, die die drei Personen der Dreifaltigkeit untereinander austauschen...

Was ich jedoch in dieser Szene, die bei Johannes eucharistischen Charakter hat und die Ganzhingabe des Leibes und des Blutes Christi erläutert, hervorheben möchte, ist, dass Jesus hat diese Geste menschlichen Mitleids von den Frauen gelernt hat, sie sie an ihm geübt haben: von der Sünderin, der vergeben wurde, und von Maria von Betanien (vgl. Lk 7,37-38; Joh 12,34).

Jesus versucht, seine männlichen Jüngern diese weibliche Geste zu lehren, so wie er selbst sie gelernt hat.

Es war für Jesus nie einfach, seine Apostel sein Mitleid gegenüber der Menschheit zu lehren. Jedes Mal, wenn Jesus es gegenüber der Menge, gegenüber den Armen und Geringen zum Ausdruck brachte, taten seine männlichen Jünger sich sehr schwer, es zu verstehen, es anzunehmen, sich in es hineinzubegeben. Sie begannen immer, den „Preis“ des Mitleids Christi zu berechnen, so wie Judas blitzschnell den Preis des Duftöls berechnete, das Maria von Betanien über die Füße des Herrn goss (vgl. Joh 12,4-5). Denken wir auch an das, was Philippus sagte, als Jesus ihn darauf hinwies, dass die Menge Brot brauchte: „Brot für zweihundert Denare reicht nicht aus, wenn jeder von ihnen auch nur ein kleines Stück bekommen soll“ (Joh 6,7).

Jedes Mal, wenn seine Jünger zu rechnen beginnen, erklären sie sich von vornherein für unfähig, dem Mitleid Jesu zu entsprechen. Daher versuchen sie, es abzutöten, Jesus von jenem unklugen und gefährlichen Gefühl abzubringen. Sie meinen sogar, dass die Kinder den Meister und seine Sendung stören. Diese

Männer haben immer ihre vernünftige Sicht der Wirklichkeit dem Christusereignis entgegengestellt. Aber Christus war gekommen, um mit uns zu leiden, ohne Maß, ohne Grenzen, ohne Berechnung.

Es gibt also sozusagen einen Konflikt, einen unablässigen Kampf zwischen dem mitleidenden Herzen Jesu und dem Vernunftdenken der Jünger. Dieser Konflikt erreicht seinen Höhepunkt wohl in dem Augenblick, in dem Simon Petrus das Leiden Christi verhindern will: „Von da an begann Jesus, seinen Jüngern zu erklären: Er müsse nach Jerusalem gehen und von den Ältesten und Hohepriestern und Schriftgelehrten vieles erleiden, getötet und am dritten Tag auferweckt werden. Da nahm ihn Petrus beiseite und begann, ihn zurechtzuweisen, und sagte: Das soll Gott verhüten, Herr! Das darf nicht mit dir geschehen! Jesus aber wandte sich um und sagte zu Petrus: Tritt hinter mich, du Satan! Ein Ärgernis bist du mir, denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen“ (Mt 16,21-23).

Wenn wir uns vor Augen halten, dass das ganze Leiden Christi ein Mit-Leiden mit der verlorenen Menschheit ist, verstehen wir, dass der Widerstand der Jünger gegen das zärtliche Mitleid des Herrn ein vollkommenes Missverständnis ihrer Beziehung zu ihm, zu seiner und ihrer Sendung ist. Sie verfälschten den ganzen Sinn des Christusereignisses. Ihr „Denken“, das sie nach eigenen Kriterien, eigenen Maßstäben, nach ihrer Selbstverschlossenheit, ihrer Selbstbezogenheit, ihrer Angst entwickelten, war wirklich „satanisch“, da es jener der mitleidenden Liebe entgegenstand, die die ganze Sendung des menschengewordenen Gottessohnes beseelte.

Jedes Mal, wenn seine Jünger dieses „Denken“ dem Mitleid Jesu entgegensetzen, bringt er sie zu einer Umkehr, einer *metanoia*, einem Sinneswandel, einer Änderung des Denkens und Urteilens. Dieser Wandel ist ein österlicher Übergang vom Kopfdanken zum Herzensdenken, zum Mitleidsdenken. Es geht um eine Umkehr vom berechnenden Denken zum mitleidenden Denken, damit zwischen unserem Herzen und dem Leiden des anderen keine wohlbemessene Distanz mehr besteht, sondern gemeinschaftliche Nähe. Das berechnende Denken wahrt eine Distanz, die eine endgültige Trennung darstellen kann, ohne jegliche Möglichkeit der Nähe zum anderen. Das mitleidende Denken ist das des barmherzigen Samariters, der nicht berechnend ist wie die anderen beiden, die vor ihm vorbeikommen, sondern der sein Handeln vom Mitleid bestimmen lässt, die ihn in unmittelbare Gemeinschaft mit dem Leiden des verletzten Menschen bringt. Das Maß des Mitleids ist also von der Not des anderen bestimmt, von seinem Leiden, das man nicht ermessen kann, ohne es anzunehmen, ohne sich darum zu kümmern und es auf einem Weg auf sich zu nehmen.

Die wahre Umkehr

Wir verstehen also, dass die wahre Umkehr, bei der Jesus seine Jünger zwar mit Geduld, aber auch mit Entschiedenheit begleitet hat, im wesentlichen darin besteht, von abstrakter Distanz zu echtem Mitleid zu gelangen. Die Umkehr muss im Grunde die Barrieren, die Mauern niederreißen, die wir zwischen uns und unserem Nächsten errichten, zwischen uns und unserem Bruder oder unserer Schwester in der Menschheitsfamilie.

Jesus wird selbst zur Aufhebung der Distanz, er wird zum geschlachteten Pascha-Lamm, um die trennenden Mauern zu zerstören. Wie? Durch sein Mitleid, durch das er sich mit jenen identifiziert, die er bemitleidet. Er leidet so sehr mit dem leidenden und auch mit dem verlorenen und dem sündigen Bruder, dass er eins wird mit ihm. Das Mitleid Christi ist eine vollkommene Gemeinschaft. Es ist kein Gefühl: Es ist eine Gegenwart, seine Gegenwart, der Abstieg des mitleidenden Gottes zu jenen, mit denen er Mitleid hat.

Das war der entscheidende Punkt bei der Bekehrung des heiligen Paulus, bei der Begegnung mit dem leidenden Christus und seinen verfolgten Jüngern. All die perfekten Ideen und Argumentationen des Saulus brechen zusammen gegenüber der Realität eines Mitleids, das die Gegenwart Gottes eben dort ist, wo Saul im Namen Gottes hart mit den Menschen ins Gericht ging: „Er stürzte zu Boden und hörte, wie eine Stimme zu ihm sagte: Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Er antwortete: Wer bist du, Herr? Dieser sagte: Ich bin Jesus, den du verfolgst“ (Apg 9,4-5).

Der Schock, der Sauls ganzes Leben prägte, war im Grunde die Entdeckung, dass sein Gott ein Gott war, der sich völlig mit seinem Mitleid identifizierte. Darum führt die Bekehrung des Paulus zur totalen Teilhabe seiner Person am Leiden Christi, zu einem totalen Mit-Leiden mit dem Leiden des Herrn: „Ich bin mit Christus gekreuzigt worden. Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir. Was ich nun im Fleische lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat. Ich missachte die Gnade Gottes in keiner Weise; denn käme die Gerechtigkeit durch das Gesetz, so wäre Christus vergeblich gestorben“ (Gal 2,19-21).

Was uns rechtfertigt, was uns rettet, ist die Teilhabe am heilbringenden Mitleid Christi. Jesus hat mit uns gelitten, damit wir gerettet werden können, indem wir zusammen mit ihm leiden. Im Grunde können wir dank des Ostergeheimnisses das Gleichnis der Menschwerdung Gottes in umgekehrter Richtung leben. Der heilige Bernhard sagte: Gott konnte nicht leiden, aber er konnte mitleiden. Wir konnten nicht wirklich mitleiden, aber wir konnten leiden. Das Mitleid Christi schafft die Begegnung und die Kommunikation zwischen den beiden Dimensionen, der göttlichen und der menschlichen, und daher erlaubt uns der Gott, der in seinem Mitleid leiden konnte, in unserem Leiden Mitleid zu haben.

Um das Heil anzunehmen, verlangt Gott nicht von uns, in sein Leiden einzutreten, sondern in sein Mitleid. Nicht das Leiden wird uns retten, sondern die mitleidende Liebe, die wir mit ihm und daher mit allen teilen sollen.

Das Mitleid ist Christus

Paulus hat, wie alle Heiligen, eine erschütternde Wahrheit verstanden und gelebt, die vor allem die ganze pharisäische Religiosität und Moral auf den Kopf gestellt hat: Das Mitleid Gottes ist nicht nur eine Haltung, die wir nachahmen sollen; *das Mitleid ist Gott selbst mit uns*, das Mitleid ist der Immanuel, die Gegenwart Gottes als Grundlage unserer menschlichen Natur. Um Mitleid zu haben, müssen wir uns nicht nur wie Gott verhalten, sondern wir müssen ihn annehmen, ihn in unser Leben hineinnehmen und vor allem unser Leben in ihn hineinnehmen lassen, es mit seinem Leben eins werden lassen. *Das Mitleid ist der*

gegenwärtige Christus. Es ist nicht nur ein Gefühl, sondern eine Gegenwart.

In einer Predigt zum Heiligen Abend gebraucht der heilige Bernhard noch ein weiteres geniales Wort, um das Christusergehnis zu beschreiben: „*Venire voluit qui potuit subvenire* – Er, der uns nur hätte helfen müssen, wollte zu uns kommen“ (3. Predigt zum Heiligen Abend).

Das ist Gottes Mitleid: Er „kommt“ zu uns statt uns nur zu helfen. Er ist uns in unserem Leiden nicht aus der Ferne zu Hilfe gekommen, sondern er ist gekommen, um mit uns zu leiden, er ist bis in unser Leiden, bis zu unserem Tod gekommen, zu unserem Leiden und unserem Tod als Folgen unserer Sünde, unserer Auflehnung gegen Gott. Alle Wunden, die der Mensch dem gekreuzigten Gottsohn zufügt, werden sofort zu Quellen des Heils. Der heilige Petrus schreibt: „Er hat unsere Sünden mit seinem eigenen Leib auf das Holz des Kreuzes getragen, damit wir tot sind für die Sünden und leben für die Gerechtigkeit. Durch seine Wunden seid ihr geheilt“ (1 Petr 2,24).

Nach dem Tod und der Auferstehung des Herrn leben die Apostel in dem Bewusstsein, dass das rettende Mitleid die Gegenwart Christi ist und dass ihr Mitleid nur dann wirken kann, wenn es das Mitleid des gegenwärtigen Christus offenbart und vermittelt – das aktive Mitleid des Gott-Mit-Uns, die Gegenwart Christi im Leiden der Menschen. „Petrus aber sagte: Silber und Gold besitze ich nicht. Doch was ich habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi, des Nazoräers, steh auf und geh umher!“ (Apg 3,6).

Das Geheimnis des Kreuzes ist die Vollendung dieses Geheimnisses. Als Jesus sagt: „Mich dürstet“, gibt man ihm Essig zu trinken, und in jenem Augenblick sagt er: „Es ist vollbracht!“ und haucht den Geist aus (vgl. Joh 19,28-30).

Der Essig ist das Symbol des Weins der menschlichen Freude der Hochzeit, der vergällt ist, der zum bitteren Leiden geworden ist. Jesus trinkt diesen Kelch bis zum letzten Tropfen. *Der Kelch der Gemeinschaft ist für ihn der Kelch des Mitleids bis auf den Grund des Leidens*. Es kann für das menschliche Leiden kein anderes Mitleid geben als das des Gekreuzigten. Das Mitleid als Gefühl kann jeder empfinden, verspüren und auch entsprechend handeln, aber *das Mitleid als Ereignis*, das Mitleid als Person gibt es nur in Christus. Ontologisch gibt es die Liebe nur in Gott. Sie ist nur in Gott eine Person; ebenso kann es das Mitleid nur in der Person des für uns gekreuzigten Christus geben, der unser Leiden leidet, der unseren Tod stirbt.

Wenn der Mensch mitleidet mit dem Menschen, dann bedeutet es im Grunde nichts anderes als ein Leiden miteinander zu teilen, das bereits unser gemeinsames Leiden ist, auch wenn der andere in jenem Augenblick mehr als ich und unschuldiger als ich leidet. Man denke nur an das Leiden der Kinder. Ein gesunder Erwachsener kann, wenn er nicht völlig abgestumpft und gefühllos ist, angesichts des Leidens eines Kindes sein Mitleid nicht ohne Schuldgefühle leben, weil er versteht, dass das Leiden des Unschuldigen sein eigenes Leiden ist, für das er irgendwie verantwortlich ist. Nur das Mitleid Christi ist absolut unschuldig, absolut ungeschuldet. Er leidet mit mit einem Leiden, das nicht das Seine ist, das nicht einmal möglich wäre, wenn die Freiheit Gottes es nicht wählen würde, wenn die Freiheit Gottes nicht die reine Liebe wäre.

Die Freude und das Mitleid der Frauen

Die Freude über das Kommen des anderen ist die Freude der Frau, die Freude der Mutterschaft: „Wenn die Frau gebären soll, hat sie Trauer, weil ihre Stunde gekommen ist; aber wenn sie das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an ihre Not über der Freude, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist. So habt auch ihr jetzt Trauer, aber ich werde euch wiedersehen; dann wird euer Herz sich freuen und niemand nimmt euch eure Freude“ (Joh 16,21-22).

Es ist als würde Jesus im Augenblick des Eintritts in sein Leiden, in dem Augenblick, in dem er sein Mitleid bis ins Letzte offenbart, seinen Jüngern verkündigen, dass sie das Herz einer Frau brauchen, das Herz einer Mutter, um das Geheimnis der Erlösung in ganzer Fülle anzunehmen. Er verkündigt diese Freude der Frau, der Ehefrau und der Mutter nicht als Notwendigkeit, sondern als den Abglanz seiner Auferstehung in ihnen, als eine Gnade, die sie erfahren: eine Gnade, eine Freude, die ihnen mit dem Auferstandenen geschenkt werden wird. Ist es reiner Zufall, dass die Ersten, die den Auferstandenen gesehen und sich darüber gefreut haben, Frauen waren?

Das ganze Evangelium, ja die ganze Bibel sind durchzogen von dieser Freude der Frauen, die aus ganzem Herzen sagen: „Gesegnet sei, der da kommt!“ Gesegnet sei die Gegenwart des anderen, das Geschenk des anderen, der kommt, um mein Leben, mein Herz, mein Leiden und meine Taurigkeit zu teilen, um sie mit Freude zu erfüllen!

Durch diese Veranlagung, sich über das Kommen des anderen zu freuen, versteht die Frau als Erste das Geheimnis des Mitleids. Die Frauen im Evangelium nehmen das Mitleid Christi an, indem sie in es eintreten, es teilen. Sie wissen instinktiv, dass der Mensch es braucht.

Vor allem die Frau versteht es, *durch das Mitleid zu gehen*. Die Geburt ist der Moment, in dem die Mutter und das Kind miteinander leiden, das Leiden teilen, um zur Freude des Lebens und der Begegnung, zur Freude der Gemeinschaft zu gelangen.

Die erste Erscheinung Marias im Johannesevangelium, auf der Hochzeit in Kana, erläutert diese Haltung sehr gut (vgl. Joh 2,1-11). Das Mitleid Marias liegt vor allem in ihrer weiblichen Aufmerksamkeit gegenüber der Situation. Maria scheint als einzige zu merken, dass es auf dieser Hochzeit an Wein mangelt. Und sie reagiert nicht so wie es die Apostel oft tun, die angesichts der Schwierigkeiten der anderen Jesus baten, sie wegzuschicken, um allein zurechtzukommen, ohne sie zu stören (vgl. Mt 14,15). Maria sieht die Verlegenheit und fühlt sich dafür verantwortlich, nimmt sich der Sache an und trifft Vorkehrungen. Das ist typisch weiblich. Gleichzeitig weiß sie jedoch, dass sie nicht die Mittel hat, um dieses Problem zu lösen. Maria weiß, dass sie Mitleid haben kann, ihr Mitleid jedoch, um wirklich zu trösten, durch das Mitleid ihres Sohnes gehen muss. Da wendet die Jungfrau Maria das grundlegende Mittel an, das der Mensch hat, um das Mitleid Christi anzunehmen: Sie bittet darum.

Das Gebet ist die Haltung, in der Gott durch das ohnmächtige Mitleid, das wir gegenüber dem Leiden des Menschen und der Schöpfung empfinden, sein allmächtiges Mitleid zum Ausdruck bringen kann. Auf der Hochzeit in Kana bringt

Marias Mitleid sozusagen das Mitleid Christi hervor und löst es aus: „Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen“ (Joh 2,4). In Wirklichkeit weist Jesus seine Mutter einfach nur darauf hin, dass das Mitleid, um das sie bittet und das sie annimmt, nicht nur ein Klagen in einem vorübergehenden und im Grunde banalen Augenblick der Prüfung ist, sondern das universale Mitleid Gottes für alles menschliche Leiden, das bis ins Letzte gehen wird am Kreuz, in der österlichen Stunde der Erlösung.

Wir bemerken, dass Jesus in Kana ebenso wie auf Golgota (vgl. Joh 19,26) seine Mutter als „Frau“ betitelt, so als wollte er dadurch zum Ausdruck bringen, dass die große Rolle und Sendung der Frau darin bestehen, die Welt offen zu machen für die österliche Stunde des Mitleids Christi, der gekommen ist, um auf die mangelnde Freude und Liebe der Menschheit und der ganzen Schöpfung in ganzer Fülle zu antworten.

Gebet, das offen macht für den Quell des Mitleids

Einer der tiefsten und schönsten Gedanken über das Mitleid und über das Gebet ist für mich der, den Isaak der Syrer in der 30. seiner *Asketischen Reden* zum Ausdruck gebracht hat: „Schütze den, der gefallen ist (...) Du wirst ihm wieder Mut schenken. Und die Barmherzigkeit deines Meisters trägt dich. Stütze mit deinem Wort die Schwachen und die betrübten Herzen. Wenn deine Hand im Überfluss gibt, dann wird die Rechte dessen, der das Universum umfängt, dich halten. Im Schmerz des Gebets und in der Achtsamkeit deines Herzens vereinige dich mit den betrübten Herzen, und vor dem, das du erbittest, wird sich ein Quell des Mitleids öffnen.“

Das Mitleid auf die Grundlage des Gebets zu stellen bedeutet, das Bewusstsein zu pflegen, dass das wahre Bedürfnis eines jeden Menschen das Bedürfnis nach Gott, nach seiner Nähe, nach seiner Liebe ist. In jeder Schwierigkeit ist das das wahre Leiden – auch wenn man aufgrund einer Krankheit oder aus irgendeinem anderen Grund leidet. Das dürfen wir nicht aus dem Blick verlieren, denn sonst können wir nicht mitleiden, keine wahre Hoffnung teilen. Es gibt Übel, die nicht vorbeigehen, es gibt Trübsale, Leiden, Krankheiten, Verletzungen am Menschen und an der Natur, die auf menschliche und natürliche Art irreparabel sind. Aber der Glaube gibt uns die Gewissheit, dass im Mittelpunkt jedes Leidens und jeder Not die Wahrnehmung der liebevollen Gegenwart Gottes ein Trost ist, der stärker ist als jede Versuchung zur Verzweiflung.

Wenn wir beten, wenn wir das Bewusstsein um die Gegenwart und die Liebe Gottes pflegen, dann arbeiten wir wirklich am Trost der Welt, dann leben wir ein Mitleid, das bis auf den Grund des menschlichen Leidens gelangt.

Ohne das laufen wir heute Gefahr, einen *kairos* zu verpassen, besonders im Ordensleben und vielleicht vor allem im weiblichen Ordensleben. Wir werden weniger, wir werden immer schwächer, wir haben einen kurzen Atem, vor allem gegenüber den großen Leiden und der Orientierungslosigkeit der Welt. Viele reagieren und werden aktiv, besonders die jungen Menschen. Und das ist sehr gut, es muss getan werden, es ist dringend erforderlich! Aber es gibt eine Ebene des Problems, wo alles menschliche Bemühen wirkungslos ist, wo der Mensch nichts tun kann, wo also nichts von dem, was der Mensch tut, der Quell der Lösung des

Problems sein kann.

Jesus hat mit diesem Anspruch, der immer einen bitteren Nachgeschmack der Erbsünde hat, kurzen Prozess gemacht. Er sagt zu uns: „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ (Joh 15,5).

Dieses Wort ist eine scharfe Klinge, die einen deutlichen Einschnitt macht zwischen Leben und Tod, zwischen Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, zwischen Sinn und Unsinn unseres Lebens und unserer Berufung. „Getrennt von mir... nichts!“ Das heißt: „Mit mir... alles!“

Der Tod für das Leben

Es ist offensichtlich, dass wir in der Kirche, im geweihten Leben und in der ganzen Welt eine Zeit großer Ohnmacht erleben: große Ohnmacht auch gegenüber den Folgen unserer Fehler, unseres Fehlverhaltens in der Vergangenheit, der Mängel in der Ausbildung. Je mächtiger die menschlichen Mittel geworden sind, desto weniger scheint der Mensch sie beherrschen zu können: auf menschlicher, geistlicher, moralischer Ebene und in unserem Mißbrauch der Schöpfung. Und je mehr Probleme es gibt, desto mehr nimmt unsere Schwachheit zu. Wir können unsere Schwäche und unsere Ohnmacht nicht mehr nicht zugeben. In der Politik, in der Wirtschaft wird noch immer versucht, sich mit falschen Verheißungen von Macht, mit illusorischen Aussichten auf Sicherheit zu beruhigen. Man lernt nie, dass der Fehler gerade darin liegt, Sicherheit zu suchen in einer Macht, die nur dann in unseren Händen läge, wenn wir sie den Händen anderer entreißen würden. Oder wir lassen uns resigniert in eine Apathie fallen, die die Dinge und die Menschheit auf einen Abgrund zugehen lässt. Viele Menschen und Gemeinschaften lassen sich resigniert in den Tod abgleiten.

Es gibt einen Tod für den Tod und einen Tod für das Leben. Worin liegt der Unterschied? Hören wir, was Christus sagt: „Amen, amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12,24).

Paradoxerweise liegt der Unterschied zwischen einem unfruchtbaren Tod und einem fruchtbaren Tod darin, den Tod als Voraussetzung für das Leben anzunehmen. Durch den Tod kann das Weizenkorn, große Frucht, Frucht des Lebens tragen. Jesus ist gekommen, um uns das neue Leben zu schenken, indem er uns einen neuen Tod schenkt, eine neue Art, den Tod zu leben. Und als „Tod“ können wir alles verstehen, was unser Leben und das Leben der Welt quält und erniedrigt. Alles, was uns scheinbar oder tatsächlich durch den Tod gehen lässt, kann in Christus zu einem Quell neuen Lebens werden – eines Lebens, das das sterbende Weizenkorn nicht sieht, das von außen betrachtet wie ein Traum erscheint, eine Illusion, die unmöglich verwirklicht werden kann, die in Wahrheit aber im Weizenkorn schon in ganzer Fülle enthalten ist. In einem einzigen Weizenkorn sind potentiell alle Pflanzen und Ähren enthalten, die auf seinen Tod folgen werden, bis zum Ende der Welt. Für uns sind Glaube, Liebe und Hoffnung das ewige Leben, das wir erfahren dürfen durch jeden Tod, den wir für die Fruchtbarkeit des Reiches Gottes durchleben.

Dieses Gesetz des Lebens und der Fruchtbarkeit, das Gesetz der Fruchtbarkeit

des Mitleids Christi bis zum Tod, ist das Geheimnis der Fruchtbarkeit all dessen, was wir sind und was wir tun für das Leben der Welt und der Schöpfung. Nicht dass das Gesetz des Weizenkorns eine Alternative zum Engagement – auch zum aktiven und militanten Engagement – für das Wohl der Menschheit wäre. Im Gegenteil, es muss alles durchdringen, was wir tun, und alles, was wir nicht tun können, denn das Gesetz des Weizenkorns ist die Voraussetzung für jede Fruchtbarkeit, für die Fruchtbarkeit der Kraft ebenso wie der Schwäche, der großen ebenso wie der kleinen Zahl, der Jugend ebenso wie des Alters, des Lebens ebenso wie des Todes.

Dieses Bewusstsein zu haben und aus diesem Bewusstsein heraus zu leben ist unsere besondere Aufgabe als Christen in der Menschheit und als Ordensmänner und Ordensfrauen unter den Christen, in der Kirche. Nur wir können – wie die Märtyrer der ersten und aller Jahrhunderte – den österlichen Sauerteig dieses Bewusstseins und dieser Erfahrung, dass auch der Tod, mit Christus vereint, Leben hervorbringt, in der Welt wirken lassen.

Wenn wir nicht Zeugen dafür sind, dann ist unser Mitleid für die ganze Schöpfung unfruchtbar. Dann ist es nichts anderes sein als ein Jammern, das sich der allgemeinen Verzweiflung anschließt, die keinen anderen Horizont sieht als den Tod. Es gibt Formen des Engagements im sozialen und ökologischen Kampf, die in Wirklichkeit nur die allgemeine Verzweiflung nähren und Illusionen aufrechterhalten. Und wir müssen uns dessen bewusst sein, denn sonst erfüllen wir unsere prophetische Aufgabe des Mitleids und der Hoffnung nicht mehr, zu der Papst Franziskus uns unablässig aufruft und anspornt.

Um das in Wahrheit zu leben, brauchen wir alles, was uns in unserem Charisma mit Christus vereint wie die Reben mit dem Weinstock: das Gebet, das Gemeinschaftsleben, den Gehorsam, die Keuschheit, die Armut, die Demut, den Dienst an den Armen...

Nur wenn wir alles in dieser Perspektive leben, können wir unsere Ohnmacht und unsere Schwäche in tiefem und fruchtbarem Frieden leben.

Unsere Prophetie besteht darin, alle Ohnmacht, die wir erfahren, in eine *freiwillige Ohnmacht für Christus* zu verwandeln, in eine mit ihm im Glauben vereinte Ohnmacht, im Bewusstsein und in der Erfahrung, dass wir, wenn wir getrennt von ihm nichts vollbringen können (vgl. Joh 15,5), durch unser Einssein mit ihm ihm „alles neu machen“ können (vgl. Off. 21,5).

Unsere Prophetie, die wahrhaft und voll Freude mitleiden kann mit der ganzen Welt und dem Universum, ist jene Prophetie der jungen und demütigen Frau von Nazaret, die, nur in ihrem Einssein mit Jesus stark, das Magnifikat der Neuheit des bereits vollendeten Reiches Gottes gesungen hat.



DIE PANDEMIE: EIN KAIROS ZUR FÖRDERUNG DER SYNODALITÄT ALS WEG ZUR UMSETZUNG VON LAUDATO SI'

Sr. Nathalie Becquart *Xavière*

*Nathalie Becquart, Xavier Schwester, Leiterin des Nationalen Büros für die Evangelisierung der Jugend und die Berufungspastoral der Bischofskonferenz von Frankreich - 58 avenue de Breteuil - 75007 PARIS
nathalie.becquart@cef.fr - @SrNatB - FB: Nathalie Becquart
<http://www.jeunes-vocations.catholique.fr> - <http://quelleestmavocation.com>*

Original Englisch

Die gegenwärtige globale Pandemie und Gesundheitskrise legen sowohl unsere Krankheiten und Störungen als auch unser Licht und unsere guten Seiten offen. Sie zeigen besonders Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten auf, aber auch Initiativen der Solidarität und der Fürsorge für die Schwächeren. Diese Zeit ist auch ein „kairos“: eine Gelegenheit innezuhalten und in sich zu gehen, um eine bessere Zukunft zu wählen und eine bessere Welt aufzubauen. Wenn wir in diesem noch unerforschten Kontext versuchen, die Zeichen der Zeit gemeinsam zu erkennen, dann hören wir noch lauter den Schrei der Armen, den Schrei der Unterdrückten, den Schrei jener, die um Luft zum Atmen flehen. Wir können unsere tiefe gesellschaftliche und ökologische Krise nicht länger verleugnen. Wir können angesichts der Auswirkungen der wirtschaftlichen und politischen Krise auf so viele Menschen nicht unsere Ohren verschließen. Diese epochale Krise macht deutlich, dass wir am Ende eines Systems angelangt sind, das die Erde zerstört und eine „Wegwerfkultur“ erzeugt. Und es ist bemerkenswert, dass der Lockdown das Bewusstsein überall auf der Welt stärkt.

Gleichzeitig sind wir uns unserer gegenseitigen Abhängigkeit und Verbundenheit stärker bewusst. So hebt diese multidimensionale Krise Papst Franziskus' Lehre, dass „alles miteinander verbunden ist“ (*Laudato si'*, 70, 138, 240) hervor und macht deutlich, dass „wir alle in einem Boot sitzen“, wie Papst Franziskus uns in seiner Meditation *Urbi et Orbi* in Erinnerung gerufen hat. Wir merken, dass der einzige Weg, der uns aus dieser Pandemie herausführt, darin besteht, solidarisch zu handeln.

So sind wir aufgerufen, zusammen mit anderen ein Team zu bilden, um gemeinsam in einer stürmischen See mit vielen verschiedenen Strömungen zu navigieren. Diese Krise ist ein Aufruf, gemeinsam zu denken und zu handeln, um

den Kurs, den wir nehmen müssen, zu planen und die richtigen Manöver vorzunehmen, um das Boot in die richtige Richtung zu lenken. Als Ordensfrauen fühlen wir uns besonders aufgerufen zu einem Weg der Umkehr, auf dem wir weitergehen müssen, um prophetisch zu sein und auf die Nöte unserer Zeit und den Schrei unserer geschädigten Welt zu antworten. Und es ist für uns ein Aufruf zu mehr Kreativität und Synergie, Mut und Kühnheit durch die Förderung von interkongregationalem Nachdenken und Handeln.

Durch unseren bereits starken Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden und die Bewahrung der Schöpfung haben wir bereits gute Landkarten und Navigationssysteme entwickelt, um durch diese unerforschte Zeit zu kommen und eine bessere, hoffnungsvolle Zukunft vorzubereiten. Tatsächlich geben uns *Laudato si'* und das *Schlussdokument der Amazonas-Synode* mit seinen Schlüsselworten – Bündnis, Umkehr, ganzheitliche Ökologie, Synodalität, Sendung und Dialog – zusammen mit *Querida Amazonia*, das in vier Kapitel unterteilt ist – 1/ eine soziale Vision; 2/ eine kulturelle Vision; 3/ eine ökologische Vision; 4/ eine kirchliche Vision – klare und interessante Leitlinien, die sich angesichts dieser Krise als wirklich prophetisch erweisen. Es bringt einen starken Ruf nach Veränderung zum Ausdruck.

Um ihre Sendung zu erfüllen, im Kontext und in den Kulturen der Gegenwart dem Gemeinwohl unseres „gemeinsamen Hauses“ zu dienen, muss die Kirche den Weg der Synodalität verkörpern. Denn die Synodalität ist die Ekklesiologie für die heutige Zeit, mit einer ganzheitlichen Ökologie, die die ganzheitliche Entwicklung des Menschen einschließt. So ist es eine gute Nachricht und auch nicht wirklich überraschend, dass es nach der Synode über die Jugendlichen, in der so viel von Synodalität die Rede war, in der nächsten Bischofssynode im Jahr 2022 um die Synodalität gehen wird. Ihr Thema: „Für eine synodale Kirche – Gemeinschaft, Teilhabe und Mission“ gibt uns bereits die Schlüsselworte für unser missionarisches Leben. Und das Ordensleben wird aufgrund seiner Erfahrung mit Gemeinschaftsleben, gemeinschaftlicher Entscheidungsfindung und Dienst wahrscheinlich eine große Rolle spielen bei der Verwandlung einer klerikalen Kirche in eine synodale Kirche.

Vom Beginn seines Pontifikats an hat Papst Franziskus diese Sichtweise der Synodalität betont. In seinem Blick auf die Kirche hat er den Begriff „Volk Gottes“ hervorgehoben. In einer der wichtigsten Ansprachen seines Pontifikats – die Ansprache zur 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode, 17. Oktober 2015 – hat er den Weg der Synodalität klar entworfen und angenommen als das, „was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet“¹. Er hat erklärt, dass die Synodalität – „gemeinsam voranzugehen – Laien, Hirten und der Bischof von Rom –“ eine „konstitutive Dimension der Kirche“ sei. Sein Ansatz der Synodalität ist verwurzelt in einer Wiederaufnahme der Theologie des Volkes Gottes des Zweiten Vatikanischen Konzils – besonders *Lumen gentium*, Kapitel 2 – und beeinflusst von der argentinischen Theologie des Volkes, die seinen früheren Dienst als Jesuit und Erzbischof von Buenos Aires geprägt hat. Er hebt besonders den *sensus fidei* hervor und die gleiche Würde aller Getauften, die berufen sind, missionarische Jünger zu sein. Die Synodalität ist eine Form des Seins und des

Handelns, eine Förderung der Teilhabe aller Getauften und Menschen guten Willens. Es bedeutet, „gemeinsam unterwegs zu sein“ in einer pilgernden Kirche, einer Kirche unterwegs, in der Kirche des Volkes Gottes, wo jeder eine Stimme hat und aktiv beteiligt ist, unabhängig von Alter, Geschlecht oder Lebensstand.

In Papst Franziskus' Sichtweise ist die Synodalität auch mit dem Begriff der pastoralen Umkehr der Kirche verbunden, den er von der CELAM-Konferenz in Santo Domingo übernommen hat². Und er benutzt die beiden Schlüsselemente „Volk Gottes/*sensus fidelium*“ und „pastorale Umkehr“, um damit zu sagen, dass der einzige Weg für die Kirche, um Gottes Ruf zu entsprechen und in der heutigen komplexen und pluralistischen Welt ihre Sendung zu erfüllen, der Weg der Reform ist, der die Einbeziehung aller Gläubigen verlangt. In den Mittelpunkt der Synodalität stellt Papst Franziskus das Hören, das gegenseitige Hören, durch das man auf den Heiligen Geist hört: „Eine synodale Kirche ist eine Kirche des Zuhörens, in dem Bewusstsein, dass das Zuhören »mehr ist als Hören«. Es ist ein wechselseitiges Anhören, bei dem jeder etwas zu lernen hat: das gläubige Volk, das Bischofskollegium, der Bischof von Rom – jeder im Hinhören auf die anderen und alle im Hinhören auf den Heiligen Geist, den ‚Geist der Wahrheit‘ (Joh 14,17), um zu erkennen, was er ‚den Kirchen sagt‘ (vgl. Offb 2,7)“ (Franziskus, Ansprache zur 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode, 17. Oktober 2015).

Diese Sichtweise der Synodalität präsentiert die Kirche in ihrer historischen Dimension in einem Zustand ständiger Geburt, in einem immerwährenden Reformprozess. Also eine Kirche, die die Menschen berücksichtigt, von der Basis her in einem generativen Ansatz, der die Kirche als ständig neu geboren und neu beginnend betrachtet. Diese Sichtweise der Kirche, die aus dem Volk und inmitten der „Völker der Erde“ hervorgeht³ kann verbunden werden mit einem Konzept der Ekklesiogenese oder der Ekklesiogenetik. Es lässt uns erkennen, dass die Identität der Kirche eine dynamische, keine statische Identität ist. Es ist eine relationale Identität der Gemeinschaft-Mission, die im Geheimnis der Dreifaltigkeit und im eucharistischen Geheimnis verwurzelt ist. Verknüpft mit dieser Sichtweise der Synodalität, die vom Bild der umgekehrten Pyramide verkörpert wird⁴, ist ein Verständnis des hierarchischen Dienstes selbst⁵.

Um diese Sichtweise einer synodalen Kirche zu fördern und umzusetzen war es sehr wichtig, dass Papst Franziskus das Konzept und das Verfahren der Bischofssynode geändert hat. Als er zwei Wochen vor der Synode über die Jugendlichen die neue Konstitution *Episcopalis communio*⁶ veröffentlicht hat, hat er die Bischofssynode zutiefst erneuert und sie in den Rahmen der *Synodalität* als grundlegende Dimension der Kirche auf allen Ebenen ihrer Existenz hineingestellt. Insbesondere wird die Synode jetzt als Prozess und nicht mehr als einzelnes Ereignis verstanden. Sie wird als ein Prozess verstanden, der aus drei Teilen besteht: die Vorbereitungsphase, in der das Volk Gottes zu Themen konsultiert wird, die vom Bischof von Rom vorgegeben werden; die Phase der Feier, die durch das Treffen der Bischofsversammlung geprägt ist; und die Umsetzungsphase, in der die Beschlüsse der Synode, nachdem sie vom Bischof von Rom approbiert worden sind, von den Ortskirchen angenommen werden.

In dieser Sichtweise der Synodalität, die vom Bild der umgekehrten Pyramide verkörpert wird⁷, „bietet uns dieses Bild den besten Rahmen zum Verständnis des hierarchischen Dienstes“⁸. Daraus können wir einen Stil des Leitungsdienstes und eine Form der Machtausübung ableiten.

Eine synodale Kirche ist eine relationale Kirche des ganzen Volkes Gottes, in der ihre Berufung und Position in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander stehen. Der Amtsträger existiert nicht außerhalb der Gemeinschaft. Er ist nicht getrennt von den Menschen, denen er dient⁹. Wenn wir die Priorität auf die Zentralität unserer Taufberufung, das allgemeine Priestertum aller Getauften, legen, dann können wir Klerus und Laien nicht mehr so trennen wie im klerikalen Muster. Der Amtsträger oder die Amtsträgerin ist die Person, die die Gemeinde vertritt, zu der sie gehört. Alle zusammen sind berufen, eine vom Heiligen Geist beseelte Gemeinschaft-in-Mission zu sein, eine entscheidungsfindende missionarische Gemeinschaft. Die hauptsächliche Rolle des Amtsträgers oder der Amtsträgerin besteht darin, dabei zu helfen, eine gemeinsame Entscheidungsfindung herbeizuführen und der Gemeinschaft zu dienen, die sich dem Gemeinwohl der Gesellschaft widmet. „Das Amt existiert nicht als eine eigenrechtliche Macht oder Wirklichkeit, sondern nur in Verbindung mit dem pastoralen Dienst“¹⁰.

Entscheidungen müssen also durch synodale Prozesse getroffen werden, die es erforderlich machen, alle Protagonisten anzuhören, und in die alle einbezogen sind und nach einem Konsens suchen. Wenn es keine Synodalität ohne Primat gibt, dann trifft der Amtsträger, dem die Leitung obliegt, die letzte Entscheidung aus diesem ganzen geistlichen Prozess des Hörens und der Entscheidungsfindung, der in dem wichtigen Begriff der *conspiratio* verkörpert wird¹¹. Wir können ein Bild gebrauchen, das zuerst von Kardinal John Henry Newman im 19. Jahrhundert entworfen wurde: die *conspiratio fidelium et pastorum*, wörtlich „das gemeinsame Atmen der Gläubigen und der Hirten“. Er mischt sich unter die Gemeinschaft, mit der er gemeinsam unterwegs ist, und ist den Menschen seiner Gemeinschaft Rechenschaft schuldig. Die Sichtweise und Praxis einer synodalen Kirche als Gegensatz zu einer klerikalen Kirche kommt zum Ausdruck in einer relationalen Anthropologie und Theologie des Dienstes.

Wenn wir uns das vor Augen halten, können wir unsere alten hierarchischen Bilder von der Macht, die sich selbst von oben her auferlegt, ändern und sie als einen Prozess verstehen, der Macht und Fähigkeiten verleiht. Mit den Worten der Synode über die Jugendlichen sind wir aufgerufen, die Macht des Amtsträgers als eine „generative Kraft“ zu betrachten, die dazu dient, „die Freiheit freizusetzen“¹². Dieses pneumatische Machtverständnis, das auf dem Verhalten Jesu gründet, der gekommen ist, um die Freiheit freizusetzen¹³ (den Menschen zu befreien), steht in enger Verbindung mit dem Begriff der „servant leadership“: der als Dienen verstandenen Leitung.

Um diese Perspektive der Verbindung zwischen dem von *Laudato si'* eröffneten Ansatz und der Ekklesiologie der Synodalität weiterzuentwickeln, müssen wir uns schließlich vergegenwärtigen, dass die ökologische Umkehr, die kulturelle Umkehr,

die pastorale Umkehr und die synodale Umkehr in Wechselwirkung miteinander stehen. Solange Menschen abusive Beziehungen zur Erde fördern, um sie auszubeuten, werden sie auch dazu neigen, abusive Beziehungen untereinander zu entwickeln, und umgekehrt. Von Respekt und Gegenseitigkeit geprägte Beziehungen zwischen Männern und Frauen, zwischen Menschen unterschiedlicher Hautfarbe, zwischen Klerikern und Laien, zwischen dem Menschen und der Erde gehen Hand in Hand. Der Weg zur Umsetzung von *Laudato si'*, zu Gerechtigkeit und Frieden, zu Gleichheit und Brüderlichkeit, zu einem Wechsel des Paradigmas, das unseren Planeten zerstört und so viele Opfer unterdrückt hat, ist der Weg der Synodalität. Die Methode, die der Synodalität zugrunde liegt, ist die Methode des Dialogs, des Hörens und der gemeinsamen Entscheidungsfindung. Um also die besten Wege zur Synodalität zu finden und allen Formen des Missbrauchs in der Kirche und in der Gesellschaft ein Ende zu bereiten, können uns sicher jene als Inspirationsquelle dienen, die neue Formen des Zusammenlebens und des gemeinsamen Handelns erkunden, auf der Grundlage der Kooperation, der Schwarmintelligenz, der gemeinsamen Entscheidung, der miteinander geteilten Macht und des zirkulären Leitungsdienstes. Das Ordensleben darf diesen Moment nicht verpassen!

¹ „Die Welt, in der wir leben und die in all ihrer Widersprüchlichkeit zu lieben und ihr zu dienen wir berufen sind, verlangt von der Kirche eine Steigerung ihres Zusammenwirkens in allen Bereichen ihrer Sendung. Genau dieser Weg der Synodalität ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet“ (Franziskus, *Ansprache zur 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode*, 17. Oktober 2015).

² „Der Begriff der pastoralen Umkehr wird vorgeschlagen als organische und strukturelle Achse der ganzen Entstehung und kirchlichen Organisation, die ‚alles und jeden‘ betrifft in Bezug auf Lebensstil (persönliches und gemeinschaftliches Handeln), Ausübung von Autorität und Macht (Beziehungen der Gleichheit und Autorität) und kirchliche Modelle (Strukturen und Dynamiken)“ SD, 30.

³ „Franziskus hat die Volk-Gottes-Ekklesiologie des Konzils übernommen (Evangelii gaudium, 111, 114). Diese Kirche ‚nimmt in den Völkern der Erde Gestalt an, und jedes dieser Völker besitzt seine eigene Kultur‘ (Eg, 115) und muss aufbrechen ‚zu den neuen soziokulturellen Umfeldern‘ (Eg, 30) und die ‚Randgebiete‘ erreichen, die abgelegenen Gebiete (Eg, 20)“ (Vgl. Rafael Luciani, „The centrality of the People in Pope Francis’ Socio-cultural theology“, *Concilium* 3 (2018) 58.)

- ⁴ „§ 57. Indem er die ekklesiologische Perspektive des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgreift, entwirft Papst Franziskus das Bild einer synodalen Kirche, als eine „umgekehrte Pyramide“, die das Volk Gottes und das Bischofskollegium umfasst, von dem ein Mitglied, der Nachfolger Petri, einen besonderen Dienst der Einheit hat. Hier steht die Spitze unter der Basis“ (Internationale Theologische Kommission, *Synodality in the life and mission of the Church*, März 2018).
- ⁵ „Dieses Bild bietet uns den besten Rahmen zum Verständnis des hierarchischen Dienstes selbst“ (*ebd.*).
- ⁶ Franziskus, Apostolische Konstitution *Episcopalis communio* über die Bischofssynode, 15. September 2018: http://www.vatican.va/content/francesco/de/apost_constitutions/documents/papa-francesco_costituzione-ap_20180915_episcopalis-communio.html
- ⁷ „§ 57. Indem er die ekklesiologische Perspektive des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgreift, entwirft Papst Franziskus das Bild einer synodalen Kirche, als eine „umgekehrte Pyramide“, die das Volk Gottes und das Bischofskollegium umfasst, von dem ein Mitglied, der Nachfolger Petri, einen besonderen Dienst der Einheit hat. Hier steht die Spitze unter der Basis“ (Internationale Theologische Kommission, *Synodality in the life and mission of the Church*, März 2018).
- ⁸ *Ebd.*
- ⁹ „Es gibt keine Distanz oder Trennung zwischen der Gemeinde und ihren Hirten – die berufen sind, im Namen des einzigen Hirten zu handeln –, sondern eine Unterscheidung zwischen den Aufgaben in gegenseitiger Gemeinschaft“ (*ebd.*, §69).
- ¹⁰ Richard Gaillardetz, „The Ecclesiological Foundations of Ministry within an Ordered Communion,“ in *Ordering the Baptismal Priesthood: Theologies of Lay and Ordained Ministry*, Hrg. Susan Wood (Collegeville, MN: Liturgical Press, 2003), 38.
- ¹¹ „Diese Wechselbeziehung fördert jene *singularis conspiratio* zwischen den Gläubigen und ihren Hirten, die ein Bild jener ewigen *conspiratio* ist, die innerhalb der Dreifaltigkeit gelebt wird. So bewegt sich die Kirche beständig weiter zur Fülle der göttlichen Wahrheit bis die Worte Gottes in ihr zur völligen Erfüllung kommen“ (Internationale Theologische Kommission, *Synodality in the life and mission of the Church*, März 2018).
- ¹² Unter der Nr. 71 des Abschlussdokuments der Bischofssynode über die Jugendlichen heißt es: „Um tatsächlich einen Prozess der Reife zu durchlaufen, brauchen junge Menschen souveräne Erwachsene. In ihrer etymologischen Bedeutung verweist die *auctoritas* auf die Fähigkeit, etwas wachsen zu lassen; nicht die Idee der Weisungsbefugnis kommt darin zum Ausdruck, sondern die Idee einer wahrhaftig generativen Kraft.“
- ¹³ „In der Erzählung von der Heilung des besessenen Epileptikers (Mk 9, 14–29), die an unterschiedlichste Formen der Entfremdung junger Menschen von heute erinnert, wird deutlich, dass Jesus ihm nicht die Hand reicht, um ihm die Freiheit zu nehmen, sondern um sie wirksam werden zu lassen, um sie freizusetzen. Jesus übt hier seine Autorität voll und ganz aus: Das einzige, was er will, ist, dass der Junge wächst, ohne irgendeine Form von Besitzdenken, Manipulation und Verführung“ (*ebd.*).



COVID 19. EINE NEUE VORSTELLUNG VON DER ZUKUNFT. SPIRITUALITÄT UND CHARISMA KÖNNEN DAS ORDENSLEBEN IN UNSERER ZEIT FRUCHTBARER MACHEN.

Sr. Teresa Gil, STJ

Teresa Gil Muñoz ist Ordensschwester der „Compañía de Santa Teresa de Jesús“. Sie hat ein Doktorat in Spiritualität und Teresianischer Theologie. An der Päpstlichen Universität Comillas hat sie promoviert mit dem Thema: „Die dunkle Nacht der Teresa von Jesus. Eine phänomenologische, theologische und mystagogische Annäherung“.

Sr. Teresa hat diesen Vortrag auf dem UISG-Webinar „Covid19. Re-imagining the future“ (8. Mai 2020) gehalten.

Original Spanisch

Einführung

Seit ich die Einladung erhalten habe, ein paar Vorschläge zu unterbreiten, wie man sich von der Spiritualität und dem Charisma ausgehend die Zukunft neu vorstellen kann, habe ich alles in mir wirken lassen, was mir als Inspiration gekommen ist. Ich spreche aus meinem konkreten Lebensumfeld heraus – aus dem, was mir einfällt und was in mir wirkt. Ich schließe mich dem an, was Teresa von Jesus gesagt hat, die bei dieser Reflexion in jedem Augenblick an meiner Seite gewesen ist: „Ich werde nichts sagen, was ich nicht aus Erfahrung von mir oder anderen weiß“¹.

Aus dieser Perspektive als Teresianische Ordensschwester, die in der heutigen Zeit, in einer konkreten Gemeinschaft und an einem bestimmten geographischen Ort lebt, heraus mag es „von Nutzen sein, dass ich in geringfügigen Dingen eher richtig liege als die Studierenden, die von Dingen, die scheinbar nichts zu bedeuten haben, kein Aufhebens machen“.² Mit diesen „geringfügigen Dingen“ ist eine Theologie der Erfahrung, des Alltäglichen, der Wirklichkeit, des Konkreten gemeint, fern von den großen abstrakten, theoretischen, allgemeinen Diskursen... Die Sprache der Erfahrung!

In diesem Sinne werden meine Überlegungen gleichsam eine Unterhaltung sein, ausgehend von den Fragen, die mir gestellt wurden, und in dem Versuch, ins Gespräch zu kommen mit den „Stimmen“, die ich hinter diesen Fragen oder Vorschlägen erkenne. Wie bei jeder Unterhaltung handelt es sich nicht um eine vollendete Reflexion.

1. Wie kann die Spiritualität uns helfen, diese Zeit als einen fruchtbaren Moment zu erleben? – Den Boden bereiten/pflegen (persönlicher Moment)

Spiritualität ist entweder fruchtbar oder sie ist nicht. In diesem Sinne ist jede Spiritualität Quelle des Lebens und der Fürsorge. Wenn wir von „Fruchtbarkeit“ oder „Kreativität“ oder „Erneuerung“ sprechen: Worauf zielen unsere Wünsche dann ab? Mir scheint, dass es darum geht, einen neuen Platz für uns zu finden, einen neuen Lebensstil anzunehmen, der Sorge trägt für die Erde und für unsere Brüder und Schwestern, und letztlich um ein Leben im Dienst an unserer Welt aus der charismatischen Sendung heraus, die wir empfangen haben.

Wenn ich in diesem Augenblick von Spiritualität spreche, dann tue ich es, indem ich die ganz persönliche und daher nicht übertragbare, nicht delegierbare Dimension hervorhebe. Ich meine die eigene spirituelle Entwicklung und verstehe darunter die tiefe Verbindung in einer zweifachen simultanen Bewegung: innerlich/Tiefe und äußerlich/Öffnung/Weite/Höhe.

Drei Bilder kommen mir zu einer so verstandenen Spiritualität in den Sinn:

- Eine „Tür auf dem Feld“. Man könnte sagen, dass die Pflege der Spiritualität nicht bedeutet, dort „hineinzugehen“, wo man nicht ist. Die Pflege der Spiritualität hilft uns, unser Bewusstsein dafür zu wecken und zu erweitern, wer wir sind und was wir leben. Anwesend sein.
- Der „Schmetterlingseffekt“. Dieses Bild kommt mir in den Sinn als Reaktion auf jene „skeptischen Stimmen“, die oft leichtfertig sagen: „Was können wir schon tun? Ich kann nichts tun.“ Dieser Gedanke setzt die spirituelle Spannung des Wachstums, die unser Leben prägen sollte, sofort außer Kraft. Es geht aber gerade darum, vertrauensvoll und in der wachsenden Gewissheit zu leben, dass die Pflege der eigenen Spiritualität eine „unerwartete“ Wirkung hat, die über das, was ich wahrnehme, hinausgeht.
- „Verankerung“. Eine Bild, das die Festigkeit zum Ausdruck bringt, die die Spiritualität mit sich bringen kann in einem Kontext, der immer mehr „VUCA“³ ist. Es geht um jene Grundlage oder Struktur, die es gestattet, einem Leben Konsistenz zu geben.

Was kann uns jetzt in diesem Augenblick helfen, das ganze Potential unserer Spiritualität zu entfalten? Für mich zweifellos die Fähigkeit, Fragen auszuhalten, die an uns gerichtet werden, ohne sie voreilig zu „exekutieren“ (also rasche Antworten zu geben, die die Neuheit, das Leben, das entstehen kann, „töten“).

Die Zeit, in der wir leben, bietet uns Gelegenheit, nicht dem nachzugeben, was für mich die größte Versuchung ist: Vor den wichtigsten Fragen, den Fragen nach dem Sinn, WEGZULAUFEN. Sie kommen zu uns, wenn wir achtgeben, wir müssen keine „Kunststücke vollbringen“, um sie zu erkennen. Es geht darum, mit jener Offenheit zu leben, durch die sie uns erreichen.

Das steht im Gegensatz zu dem, was ich als „importierte Fragen“ bezeichnen

würde: jene, die „von anderen“ zu uns kommen. Es geht darum, still zu sein und zuzuhören, was ebenfalls kein „Kunststück“ ist. Und wir dürfen keine Angst haben, weglaufen oder voreilig das, was offensichtlich oder weniger offensichtlich ist, „beschwichtigend auszulegen“. Es geht darum, DA ZU SEIN.

Das folgende Gedicht von R. M. Rilke kann uns inspirieren:

„Über die Geduld“:

Man muss Geduld haben

mit dem Ungelösten im Herzen,

und versuchen, die Fragen selber lieb zu haben,

wie verschlossene Stuben,

*und wie Bücher, die in einer sehr fremden Sprache
geschrieben sind.*

Es handelt sich darum, alles zu leben.

Wenn man die Fragen lebt, lebt man vielleicht allmählich,

ohne es zu merken,

eines fremden Tages

in die Antworten hinein.

2. Vorschlag: Das persönliche und gemeinschaftliche Gebetsleben wiederherstellen

Unser persönliches und gemeinschaftliches Gebet muss mit dem bisher Gesagten übereinstimmen. Mit einer realitätsbezogenen Lebensweise von den Fragen her, mit denen wir in einen immer tieferen und offeneren Raum eindringen. Es sind keine zwei verschiedenen Zeiten. Die Entwicklung der einen – der Spiritualität – bringt die Verwandlung der anderen – des Gebets – mit sich. Und daher müssen wir den Weg von der Erfahrung des Gebets als „Praxis“ zur Erfahrung des Gebets als „lebenswichtige Dynamik einer Geschichte der Liebe und der Freundschaft“ gehen. Das so verstandene Gebet ist jener Raum, in dem wir „aufmerksam auf das schauen, was der Herr in der Seele [und in der Welt, füge ich hinzu] wirkt“ (4M 3,4).

Um uns zu Zeugen dieser Erfahrung zu machen: Gott teilt sich uns mit und liebt uns.

So Gott will, kann ich euch damit **etwas von den Gnaden verständlich machen, die Gott nach seinem Belieben den Seelen verleiht [...]**

Denn wenn der Herr euch solche Gnaden erweisen sollte, **wird es für euch ein großer Trost sein**, zu wissen, dass dies möglich ist; und für die, denen dies nicht widerfährt, wird es ein Grund sein, seine große Güte zu loben.

Es schadet uns ja nicht, darüber nachzusinnen, was im Himmel ist und was die Seligen genießen, vielmehr freut es uns und spornt uns an, dasselbe zu erlangen, was sie genießen

– und genauso wenig wird es uns schaden, wenn wir **sehen, dass**

schon hier in der Verbannung dieser Welt ein solch großer Gott sich mit Würmern abgeben kann, die voll üblen Geruches sind, und dass eine so vollkommene Güte, ein solch unermessliches Erbarmen uns liebt.

Wir können von dieser Mitteilung und Liebe Gottes nur dann echte und glaubwürdige Zeugen sein, wenn wir sie erfahren haben. Ich habe das dringende Bedürfnis, auf etwas aufmerksam zu machen, das mir in dieser Zeit eindrücklich bewusst geworden ist. Es überkam mich fast unmerklich. Und jetzt im Lockdown hat sich dieses Gefühl gleichsam immer mehr „herauskristallisiert“. Vorsicht vor allen „Konserven“, vor festgefahrenen, vorgefertigten Ressourcen! Ich glaube, dass wir als Ordensleute in unserem Gebet mehr Frische, Spontaneität, Vitalität, Einfachheit an den Tag legen, „mit eigener Stimme“ beten müssen. Wir alle mögen schöne Worte, und sie können uns inspirieren und nähren, aber das Gebet kann nicht an andere „übertragen“ oder „delegiert“ werden, und man kann auch keinem „Skript folgen, das für andere geschrieben wurde“. Zumindest muss gewährleistet sein, dass ein eigener Raum vorhanden ist, um sich auszudrücken, sich mitzuteilen, still zu sein. Unser gemeinschaftliches Gebet muss mehr wie jene Theaterstücke sein, bei denen die Schauspieler das Stück „improvisieren“, von einem Wort oder Titel aus, die das Publikum ihnen vorgibt. Wenn wir uns dieses inspirierende Wort zu eigen gemacht haben, müssen wir diese Gebetszeit aus der Verbindung mit unserem Lebensquell, mit Gott, heraus leben. Und in diesem Sinne muss es der persönlichen und gemeinschaftlichen Wahrheit entspringen, so wie sie ist, ohne uns Angst zu machen, demütig. Teresa von Jesus würde sagen, „dass wir uns wahrhaftig geben vor Gott und vor den Menschen, soweit wir es irgend vermögen. Und vor allem sollten wir nicht für besser gelten wollen, als wir sind, und an unseren Werken Gott den Anteil zuschreiben, der ihm gebührt, und uns selbst das, was unser ist. Immer sollten wir danach streben, die Wahrheit zu erkennen“ (6M 10,6).

Die NEUE VORSTELLUNG vom persönlichen und gemeinschaftlichen Gebet erfordert, dass wir uns einige „mutige Fragen“ stellen: Auf welche – persönlichen oder gemeinschaftlichen – Gebetsformen, Strukturen oder Stile des Gebets sollen wir reagieren, weil wir sehen, dass sie uns kein Leben mehr schenken? Ich meine damit eine Entscheidungsfindung, die an die Wurzel geht und nicht an der Oberfläche verhaftet bleibt. Es gibt gemeinschaftliche Gebete, liturgische Feiern, die uns im Augenblick „genügen“, die ästhetisch schön sind, mit perfekten und offenen theologischen Inhalten..., die jedoch KEINEN Bezug zu unserer konkreten, wirklichen Erfahrung haben. Sie bringen uns zu dem, was wir als „vorgebliche Wirklichkeit“ bezeichnen könnten, die unserer Wahrheit fernsteht.

Außerdem bedarf es auch GEISTLICHER GESPRÄCHE, in die wir die Entscheidungsfindung über diese Gebetsformen einbetten. Ich meine damit keine langen und komplizierten Entscheidungsfindungsprozesse, sondern einfache und konkrete Fragen: „Hilft uns das Gebet, das wir gerade gemeinsam gebetet haben?“ „Was sagt diese Form der Feier über uns aus?“ Mit anderen Worten, zwischen uns muss eine offene Kommunikation stattfinden über die mutigen Fragen, die ich meine.

Und schließlich ist es notwendig, DEN „LEBENDIGEN GLAUBEN“ ZU AKTIVIEREN. Für Teresa von Jesus war der lebendige Glaube der gelebte, erfahrene, persönlich aktivierte Glaube. Sie widersetzte sich dem „toten Glauben“, also nur das zu glauben, was wir sehen und was wir mit unseren Sinnen „wahrnehmen können“. Ebenso widersetzt sie sich anderen „oberflächlichen“ Glaubensformen, also „Wahrheiten anzunehmen, die wir glauben, weil wir davon gehört haben und weil die Glaubenslehre es uns sagt“. Was das Gebet betrifft, so wäre ein „toter Glaube“, nicht mehr zu glauben, dass „Gott sich uns mitteilt“. Den Glauben aktivieren bedeutet für uns heute, „zu Jesus zurückzukehren“ als die „TÜR“, wie der Evangelist Johannes zu uns sagt. Jesus zu unserem ständigen Gesprächspartner zu machen, zu unserem Gefährten, zum wahren Freund, lebendigen Buch, zum wahren Buch, wo man die Wahrheit erkennt, zum „Spiegel der Seele“.

3. Wie können wir von unserer Spiritualität und von unserem Charisma her von einer anderen Zukunft träumen? (zwischenmenschlicher Moment)

Das Wort „Traum“ kann zwiespältig sein. Für die einen kann es nach Wirklichkeitsflucht, unmöglichen Illusionen, mangelndem Realitätsbewusstsein klingen. Schon wenn sie andere von „Träumen“ reden hören, reagieren sie unwillig. Für andere bedeutet der Traum dagegen Dynamik, Ehrgeiz, Ansporn und Kreativität.

Wenn wir unseren Glauben jedoch wirklich aktivieren – durch eine Spiritualität, die an die Wurzeln geht, und ein erneuertes Gebetsleben –, können wir an diesem Wort nicht zweifeln:

„Ich werde meinen Geist ausgießen über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure Alten werden Träume haben und eure jungen Männer haben Visionen.“ (Joel 3,1)

Andererseits möchte ich hier auch eine Mahnung der heiligen Teresa von Jesus wiedergeben, dass „der Satan manchmal den Wunsch nach gewaltigen Taten in uns erregt, damit wir nicht nach dem Nächstliegenden greifen. So versäumen wir es, Gott mit dem Möglichen zu dienen, und begnügen uns am Ende damit, dass wir das Unmögliche ersehnen“ (7M 4,14).

Entscheidend ist, in dieser Polarität zwischen dem „Traum“ und dem „Wunsch nach dem, was als Möglichkeit an der Hand haben“ die Spannung zu halten. Es wäre ein Irrtum, den „Traum“ mit dem zu gleichzusetzen, was für Teresa „unmögliche gewaltige Taten“ sind. Das würde uns in eine „vorgebliche Wirklichkeit“ führen, die weit davon entfernt ist, „die echte Wirklichkeit“ zu sein. Unsere Gründerinnen und Gründer können uns dabei sehr inspirieren: große Träumer, die es verstanden haben, den Bezug zu möglichen Schritten herzustellen.

Aber aus welchem „Stoff“ ist dieser TRAUM gemacht, der uns wahrhaft verwandelt und Neuheit bringt? Ich würde sagen, dass der Traum in engem Bezug stehen muss zu dem, was wir hören, begonnen bei den verschiedenen Stimmen, die uns erreichen:

- Aus der Wirklichkeit (nähere Umgebung, gemeinschaftliche, gesellschaftliche, politische, kirchliche Realität)
- Von Gott (aus seinem Wort, aus dem CHARISMA, DAS WIR EMPFANGEN HABEN)
- Von uns selbst (indem wir uns als „Resonanzkörper“ anbieten für alles, was uns erreicht)

Ich glaube, dass der „Traum“ außerdem durch das „AUF DER WAHRHEIT GRÜNDENDE“ Gespräch geht, das vorher „IN DER STILLE BEFRUCHTET“ wurde. Die Wahrheit der Resonanz, die ich in aller Einfachheit und Aufrichtigkeit anhöre, und die die Stille benötigte, um gehört und angenommen werden zu können.

Und schließlich wird der „Traum“ IN DER FAMILIE, durch NÄHE aufgebaut (Gesichter, Geschichten, Fleisch, Erfahrung). Durch physische oder virtuelle Nähe – aber in jedem Fall durch Nähe. Wahrscheinlich sind wir eingeladen, neue Foren der Begegnung und des Gesprächs zu schaffen, um gemeinsam – als Laien und Ordensleute – das NEUE LEBEN zu entdecken, das zu entfalten uns unser Charisma einlädt: Foren als „gemeinsamer Raum“, an dem wir teilhaben können. Es hat gut getan zu sehen, dass in dieser Zeit viele Begegnungen, die im „virtuellen Raum“ stattgefunden haben, ein Abglanz dieses „gemeinsamen Raumes“ waren. Es geht nicht darum, ob wir uns *in meinem oder in deinem Haus* treffen: Wir begegnen einander in diesem gemeinsamen Raum, in absoluter Horizontalität. Das ist ein Weg.

4. Was können wir von dieser Zeit für unser menschengewordenes Ordensleben lernen? (assimilierender Moment)

Diese Zeit, in der wir zusammen mit der ganzen Gesellschaft einen „Stillstand“ erleben, kann uns etwas Lebenswichtiges lehren: Wir müssen innehalten, schweigen, hoffen, hören... und unsere „vorübergehende, aber wahrhaftige Wirklichkeit“ annehmen. Die Verletzlichkeit zu spüren ist keine Beschränkung für Gottes Handeln. Gott sind nur „die Hände gebunden“ durch unsere Sünde, die im Grunde darin besteht, „außerhalb von uns selbst“ zu stehen, also „sein zu wollen, was wir nicht sind“, „in fremden Häusern wohnen“, wie Teresa von Jesus sagen würde.

Wenn das „Tor, durch das wir in die Burg eintreten, das Gebet und die Betrachtung ist“, dann wage ich zu behaupten, dass die Wiederbelebung unserer Spiritualität und unseres Gebets aus der Suche nach der Wahrheit unserer selbst, indem wir unsere Verletzlichkeit und Armseligkeit annehmen, uns in diesen NIE DAGEWESENEN Raum führen kann, in dem der Heilige Geist das Leben neu erschaffen will und kann. Aber Achtung! Ich glaube nicht, dass das nie Dagewesene darin besteht, UNS EINE NEUE VORSTELLUNG ZU MACHEN von der Oberfläche dessen, was wir sind und leben, sondern von dem Sinn, der als Folge logischerweise auch die Verwandlung der „Wege, Strukturen, Formen“ mit sich bringen wird.

5. Zusammenfassung: Vorschläge zur Förderung einer anderen Spiritualität (expressiver Moment)

Ich schließe diese Reflexion ab, indem ich das Gesagte noch einmal zusammenfasse. Dabei gehe ich von der Gewissheit aus, dass die KREATIVITÄT ein GEISTLICHER Prozess ist. Dazu gehört:

- a. Ein persönlicher Moment – aufmerksam sein, hören, beten

Es verlangt von mir eine GRUNDHALTUNG im Leben, durch die der LEBENDIGE GLAUBE aktiviert wird.

- b. Ein zwischenmenschlicher Moment – Gespräche, die „auf der Wahrheit gründen“ und die „in der Stille befruchtet werden“.

Wir müssen dem GEMEINSCHAFTLICHEN SUBJEKT neue Bedeutung zu geben, vom Kriterium der NÄHE her: Wer feiert, wer betet, wer ist der Gott, an den wir glauben, welche Bindung oder Beziehung haben wir zu ihm und untereinander?

- c. Ein Moment der Reflexion und der Assimilation – weiter still sein, beten, nachdenken

Ich muss innerlich hören auf „das Wenige, das in mir ist“, den „möglichen Schritt“ erkennen, und mir vorstellen, wen ich einladen, anspornen, begleiten möchte, „damit er dasselbe erlebt“.

- d. Ein expressiver Moment – „wir tun, was wir tun, weil wir glauben, was wir glauben“

Wir müssen kommunizieren, leben, dienen, feiern, gemeinsam Zeugen sein, IN DER FAMILIE, mit der „eigenen Stimme“, die im Bezug zu unserer wahren charismatischen Berufung steht.

¹ Teresa von Ávila, *Weg der Vollkommenheit*, Vorwort, 3.

² *Ebd.*

³ Aus dem Englischen: Volatility, Uncertainty, Complexity und Ambiguity (Unbeständigkeit, Ungewissheit, Komplexität, Ambiguität).

DIE PSALMEN: WEG ZUR FÜLLE UNSERES MENSCHSEINS

Sr. Marie Laetitia Youchtchenko, OP

Sr. Marie Laetitia Youchtchenko OP, seit 1987 Mitglied des Dominikanerordens, lebt in Italien. Nachdem sie viele Jahre als Lehrerin im Dienst junger Menschen gestanden hat, widmet sie sich jetzt dem Predigtdienst. Sie ist auch als Übersetzerin für die UISG und die Dominikanische Familie tätig.

Original Französisch

„Angesichts der immer größeren Herrschaft über das Leben, von der Geburt bis zum Tod: Welche Weisheit wird sich durchsetzen, damit der Mensch sein Menschsein in Vollendung leben kann, in kritischer und demütiger Annahme seiner Kräfte? Welchen Diskurs kann man mit Wissenschaftlern führen, die die Schaffung eines Transhumanismus fordern, durch eine unbegrenzte Steigerung der Potentialitäten des Menschen, und den Traum von der Unsterblichkeit zu neuem Leben erwecken?“¹

Vor einige Zeit weckte ein Artikel mit dem Titel „Transhumanismus oder die Versuchung des vollkommenen Menschen“² meine Aufmerksamkeit. Er zeigte, dass das moderne Streben nach Unsterblichkeit die Gefahr birgt, „den vollkommen gesunden und in ewigem Wohlergehen lebenden Menschen zum Götzen zu machen“. Wird die heute bereits weit verbreitete Anwendung der Nanowissenschaft und anderer hochentwickelter Technologien im Gesundheitswesen weiter im Dienst des Menschen stehen, oder wird sie unvermeidlich dahin führen, dass der menschliche Verstand „sich an die Stelle der Natur setzt, um es besser zu machen als sie?“ – „Wenn Gott erst einmal abgeschafft ist, kann der Mensch sich dann selbst retten?“

Da ich keine Bioethikerin bin, möchte ich hier nicht in eine Diskussion über diese schwierigen Fragen einsteigen. Mir ist jedoch aufgefallen, dass in der Ordenswelt gleichzeitig der Ruf nach mehr Menschlichkeit in unserem Leben zugenommen hat. Das Verlangen unserer Mitmenschen nach Authentizität drängt uns, eine qualitativ gute Anwesenheit, ein konsequentes Zeugnis, eine Bereitschaft zum Zuhören und zur Begegnung wiederzufinden. Wir sind aufgefordert, vielmehr zu *sein* als zu *tun*, und das Streben nach Effizienz um jeden Preis zu vergessen, um in die Logik der Unentgeltlichkeit Gottes einzutreten. In der Nachfolge Christi wollen wir uns den Geringsten widmen – denen, die von der Gesellschaft ausgegrenzt werden, weil sie nicht „vollkommen“ sind. Andererseits erinnert uns unser tägliches Leben in der Gemeinschaft immer wieder daran, dass wir weit

entfernt sind vom Ideal der „Vollkommenheit“, das uns im Noviziat ans Herz gelegt wird... trotz unserer Bemühungen, unseres guten Willens und unseres beharrlichen Gebets!

Ja, aber... wollen wir denn wirklich zur Vollkommenheit gelangen? Findet der Mensch in der Vollkommenheit sein wahres Glück? Ist Vollkommenheit die Antwort auf die *unendliche Sehnsucht*³, die sich tief im Innern jedes Menschen verbirgt – ganz gleich, ob er sie erkennt oder nicht?

Eine übereilte negative Antwort genügt nicht, denn welche Alternative können wir anbieten? Um die Frage von Bruder Bruno Cadore OP⁴ noch einmal aufzugreifen: Welchen Diskurs können wir mit unseren Mitmenschen führen auf der Suche nach einer Weisheit, „damit der Mensch sein Menschsein in Vollendung leben kann, in kritischer und demütiger Annahme seiner Kräfte?“

Vielleicht ist mir durch den Ausdruck „Streben nach Weisheit“ die Idee gekommen, die Psalmen zu erforschen: jene Gesänge, die auch nach 3000 Jahren noch das Herzstück des Gebets des Gottesvolkes bilden und in denen die ganze Bandbreite der menschlichen Gefühle zum Ausdruck kommt, die den Weg eines jeden Menschen auf der Suche nach der Wahrheit begleiten. Die Psalmen erforschen – nicht um sie zu analysieren, sondern um uns von ihrer Weisheit tragen zu lassen; die Psalmen erforschen, um in die Tiefe dessen einzudringen, was allen Menschen gemeinsam ist, über ihre jeweilige Kultur und ihren Glauben hinaus. In der ersten Person (Singular oder Plural) verfasst, enthalten die Psalmen keine theologische Reflexion und auch keine abstrakten Überlegungen, sondern sie sind Ausdruck einer persönlichen Erfahrung, einer Begegnung, eines Staunens. Der Psalmist ist jeder von uns, aber er ist auch das ganze Volk; der Psalmist ist der Israelit, der das Gesetz und die Propheten kennt, und er ist auch der Christ, der das Evangelium im Licht des Ersten Testaments liest; der Psalmist ist die Jungfrau Maria, das Urbild derer, in denen das Wort Gottes wohnt und die in Vertrautheit mit Gott leben; der Psalmist ist Jesus Christus, in dem das All und alle Gebete zusammengefasst sind, im Himmel und auf Erden.

Ein Zwiegespräch zwischen Gott und der Menschheit

*Ich erhebe meine Augen zu dir,
der du thronst im Himmel.*

Ps 123 (122), 1

*Wenn ich dich rufe,
eile und erhöre mich!*

Ps 102 (101), 3

*Höre, mein Volk, ich will dich mahnen!
Israel, wolltest du doch auf mich hören!*

Ps 81 (80), 9

Die Psalmen sind ein beständiges Zwiegespräch zwischen Gott und der Menschheit: Der Psalmist bringt sein Leiden und seine Freude zum Ausdruck, seine Zweifel und sein Vertrauen, seine Besorgnis und sein Heil... Und Gott wendet sich an sein Volk, er fordert es auf, ihn zu hören, sich führen zu lassen, sich lieben zu lassen, denn er will sein Wohl. Ein beständiges Zwiegespräch, ein gegenseitiges

Suchen, die Fortsetzung des „Wo bist du, Adam?“ aus dem Buch Genesis, wo es um die großen Fragen der Menschheit geht: „Woher komme ich? Wohin gehe ich? Welchen Sinn hat das alles?“

Jedes Zwiegespräch setzt eine Beziehung, einen anderen voraus. Anders als viele unserer heutigen Mitmenschen ist der Psalmist auf seiner Suche nicht allein: Er hat einen Gesprächspartner, einen Anderen, von dem er spürt, dass er die Antwort hat. Einen Anderen, zu dem er rufen kann, weil er sicher sein kann, verstanden zu werden; einen Anderen, zu dem er die Augen erheben kann, denn er ist der Allerhöchste.

Ein Staunen

Eine humorvoll gemeinte Vignette, die in den sozialen Netzwerken zirkuliert, zeigt zwei desillusionierte Menschen, die sich in einem Café unterhalten. Einer fragt: „Was ist das größte Übel unseres Jahrhunderts: Ignoranz oder Gleichgültigkeit?“ Und der andere antwortet: „Ich weiß es nicht, und es ist mir auch egal.“

Der Psalmist, der Gott betrachtet, gibt uns ein Heilmittel sowohl gegen Ignoranz als auch gegen Gleichgültigkeit: das Staunen.

Staunen bedeutet, aus sich selbst herauszukommen, um in eine überraschend schöne Wirklichkeit einzutreten. Es bedeutet, in sich selbst einen Raum der Annahme zu schaffen, um sich von etwas Großem durchdringen zu lassen; alle Sinne auf Empfang zu stellen für eine Botschaft der Liebe und der Wahrheit; ein Geschenk zu empfangen, dessen man sich nicht würdig fühlt; sich selbst zu vergessen, um sich in die Kontemplation zu versenken. Es bedeutet, sich zu öffnen für das Geheimnis; sich in der Stille zu sammeln oder auch zu singen, in Freudenschreie auszubrechen, denn Worte genügen nicht, um dieses Entzücken zum Ausdruck zu bringen. Staunen setzt voraus, dass man innehält, dass man Abstand nimmt vom Alltagsgeschehen, um in eine andere Dimension vorzudringen:

*Lasst ab und erkennt, dass ich Gott bin,
erhaben über die Völker, erhaben auf Erden!*

Ps 46 (45), 11

Der Psalmist hat viele Gründe zum Staunen: die Größe Gottes, der alles übersteigt, was man sich vorstellen kann, seine Theophanien, den Reichtum seiner Schöpfung, die Fülle seiner Liebe, die Großherzigkeit seiner Wohltaten, die Macht seiner Barmherzigkeit...

*Ich erwäge all deine Taten
und will nachsinnen über dein Tun.
Gott, dein Weg ist heilig.
Welche Gottheit ist groß wie Gott?
Du bist die Gottheit, die Wunder tut.*

Ps 78(77), 13-15

*Alles, was dem Herrn gefällt, vollbringt er,
im Himmel und auf Erden, in den Meeren und in allen Tiefen.*

Ps 135 (134), 6

*Denn du, Herr, hast mich durch dein Wirken froh gemacht,
über die Werke deiner Hände will ich jubeln.*

<i>Wie groß sind deine Werke, Herr, wie tief deine Gedanken!</i>	Ps 92 (91), 5-6
<i>Du hast für das Land gesorgt, es getränkt, es überschüttet mit Reichtum...</i>	
<i>Du hast das Jahr mit deiner Güte gekrönt, von Fett triefen deine Spuren.</i>	Ps 65(64), 10.12
<i>Deine Liebe reicht über den Himmel hinaus, deine Treue, so weit die Wolken ziehen.</i>	Ps 108 (107), 4
<i>Der Herr ist barmherzig und gnädig, langmütig und reich an Huld.</i>	Ps 103 (102), 8
<i>Selig der, dessen Frevel vergeben und dessen Sünde bedeckt ist.</i>	Ps 32 (31), 1

Durch dieses Staunen vor seinem Herrn wird sich der Psalmist allmählich des Paradoxons seiner menschlichen Natur bewusst. Denn während seine erste Reaktion darin besteht, seine Kleinheit, seine Unwürdigkeit, seine Endlichkeit zu erkennen, so spürt er dennoch schnell, dass er wertvoll ist in den Augen seines Schöpfers. Indem er sich als Gegenstand der Liebe des Allerhöchsten entdeckt, versteht der Psalmist, dass seine Größe in diesem liebenden Blick liegt, der ihn erhebt, ihm vertraut, ihn zum Mitschöpfer, zum Mitverantwortlichen macht. Angesichts der Größe des Universums, angesichts der Ewigkeit wäre er ein Nichts, nur Staub, wenn Gott sich nicht mit unendlicher Zärtlichkeit zu ihm niederbeugen würde.

<i>Herr, lass mich erkennen mein Ende und die Zahl meiner Tage! Ich will erkennen, wie vergänglich ich bin! Siehe:</i>	
<i>Du machtest meine Tage nur eine Spanne lang, meine Lebenszeit ist vor dir wie ein Nichts.</i>	
<i>Nur als Hauch steht jeder Mensch da. Nur wie ein Schattenbild wandelt der Mensch dahin.</i>	Ps 39 (38), 5-7
<i>Der Herr blickt vom Himmel herab auf die Menschen...</i>	Ps 14 (13), 2
<i>Wer ist wie der Herr, unser Gott, der wohnt in der Höhe, der hinabschaut in die Tiefe, auf Himmel und Erde?</i>	
<i>Den Geringen richtet er auf aus dem Staub.</i>	Ps 113(112), 5-7
<i>Herr, was ist der Mensch, dass du ihn wahrnimmst, des Menschen Kind, dass du es beachtest?</i>	
<i>Der Mensch gleicht einem Hauch, seine Tage sind wie ein flüchtiger Schatten.</i>	Ps 144(143), 3-4
<i>Seh ich deine Himmel, die Werke deiner Finger, Mond und Sterne, die du befestigt:</i>	
<i>Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?</i>	
<i>Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, du hast ihn gekrönt mit Pracht und Herrlichkeit.</i>	
<i>Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über die Werke deiner Hände, alles hast du gelegt unter seine Füße.</i>	Ps 8, 4-7

*Ich danke dir, dass ich so staunenswert
und wunderbar gestaltet bin.
Ich weiß es genau: Wunderbar sind deine Werke.
Dir waren meine Glieder nicht verborgen,
als ich gemacht wurde im Verborgenen,
gewirkt in den Tiefen der Erde.*

Ps 139 (138), 14-15

So erkennt der Psalmist, dass er nicht nur ein x-beliebiges Element in der Schöpfung ist: Gott, der alles übersteigt, kennt ihn persönlich... Diese Liebe ist nicht nur ein Quell des Staunens und der Betrachtung, sondern sie wird auch zur Stütze, die es den Menschen gestattet, durch die Prüfungen des Lebens hindurchzugehen.

Eine Klage

Viele Psalmen klagen vor Gott: In ihnen finden wir Angst, Trauer, Einsamkeit – angesichts von Krankheit, Sünde, Verrat, Gefahr durch Feinde, Angst vor dem Tod, Verbannung... Der Psalmist verbirgt seine Tränen und seine Schwäche nicht: Er bringt sein Unverständnis zum Ausdruck, sein „Warum?“ Er betet zum Herrn, er bittet um seine Hilfe, er fleht um Vergebung, auch wenn er auf eine Mauer des Schweigens zu stoßen scheint oder sogar auf die große Leere der Abwesenheit.

*Ich habe mich gekrümmt, bin tief gebeugt,
den ganzen Tag ging ich trauernd einher.
Denn meine Lenden waren voller Brand,
nichts blieb gesund an meinem Fleisch.*

Ps 38 (37), 7-8

*Mich umfingen Fesseln des Todes,
Bedrängnisse der Unterwelt haben mich getroffen,
Bedrängnis und Kummer treffen mich.*

*Ich rief den Namen des Herrn:
Ach Herr, rette mein Leben!*

Ps 116 (115), 3-4

*Meine Tränen sind mir Brot
geworden bei Tag und bei Nacht...*

Ps 42 (41), 4

*Auch mein Freund, dem ich vertraute,
der mein Brot aß, hat die Ferse gegen mich erhoben.*

Ps 41 (40), 10

*Mein Gott, mein Gott,
warum hast du mich verlassen?*

Ps 22 (21), 2

*Wach auf! Warum schläfst du, Herr?
Erwache, verstoß nicht für immer!*

Ps 44(43), 24

Wenn man diese Klagepsalmen liest, dann wird klar, dass der Psalmist nicht versucht, das Böse um ihn herum zu verleugnen. Er zögert nicht, seine Schwäche, seine Armut, seine Unfähigkeit, den Weg fortzusetzen, zum Ausdruck zu bringen; er besitzt die Demut, seine Wunden in ihrer ganzen Nacktheit zu zeigen – er weiß, dass es nutzlos ist, Gott etwas vorzumachen, und dass sein Gebet nur erhört werden wird, wenn es wahrhaftig ist. Die Wunden werden dann zum Tor, durch das die Liebe Gottes in ihn eintreten und ihm das Heil bringen kann.

Denn auch in seiner tiefsten Not zweifelt der Psalmist keinen Augenblick an der Treue seines Herrn: Die Psalmen, die das Elend beklagen, enden alle mit einer vertrauensvollen Note, denn alles kann in die Hände dessen gelegt werden, der sich mit Fürsorge über die Erde niederbeugt.

*Du, ja du, hast Mühsal und Kummer gesehen!
Schau hin und nimm es in deine Hand!
Dir überlässt es der Schwache.*

Ps 10, 14

Um nur ein Beispiel zu nennen: Psalm 13 (12), dessen erste Verse völlige Verzweiflung zum Ausdruck bringen: *Wie lange noch, Herr, vergisst du mich ganz? Wie lange noch verbirgst du dein Angesicht vor mir?*, endet folgendermaßen: *Ich aber habe auf deine Güte vertraut, mein Herz soll über deine Hilfe jubeln. Singen will ich dem Herrn, weil er mir Gutes getan hat.*

Das Gebet des Psalmisten ist also keine Flucht in eine Traumwelt ohne Probleme, in die er sich vor der unerträglichen Wirklichkeit flüchten könnte. Es ist vertrauensvolle Hingabe, die in einer Gewissheit wurzelt: in der Gewissheit um die treue Liebe Gottes – eines Gottes, der jenen seine Gnade nicht verwehrt, die mit Demut darum bitten.

Eine Treue

*Lobt den Herrn, alle Völker, rühmt ihn, alle Nationen!
Denn mächtig waltet über uns seine Huld,
die Treue des Herrn währt in Ewigkeit.*

Ps 117 (116)

Mögen sie historisch oder königlich sein, Lobpreis oder Klage zum Ausdruck bringen: Alle Psalmen handeln von der Treue Gottes, von der Treue zu seinem Bund, zu seinem Volk, zu seiner Verheißung der Glückseligkeit, die er jedem von uns gemacht hat.

*Denn der Herr ist gut, ewig währt seine Huld
und von Geschlecht zu Geschlecht seine Treue.*

Ps 100 (99), 5

*Von der Huld des Herrn will ich ewig singen,
von Geschlecht zu Geschlecht mit meinem
Mund deine Treue verkünden.*

*Denn ich bekenne: Auf ewig ist Huld gegründet,
im Himmel deine Treue gefestigt.*

Ps 89 (88), 2-3

Gott ist treu, weil er ewig ist; Gott ist treu, weil seine Liebe ewig ist. Gott IST: Seine Treue spiegelt seine Unveränderlichkeit wider, seine ewige Gegenwart, seine ewige Anwesenheit – wie der heilige Paulus später sagen wird: Gott kann sich selbst nicht verleugnen.

*Dein Thron steht fest von Anbeginn,
du bist seit Ewigkeit...
Deine Gesetze sind fest und verlässlich;
deinem Haus gebührt Heiligkeit, Herr, für alle Zeiten.*

Ps 93 (92), 2.5

Der Psalmist lebt in der Zeit; er hat eine Vergangenheit und eine Zukunft.

Seine Argumentation ist einfach: Wenn wir die Vergangenheit betrachten, dann sehen wir, dass Gott immer zu unseren Gunsten gehandelt hat. Da Gott IST, ist er unwandelbar und hängt nicht von den Wechselfällen der Geschichte ab: Wir können uns daher auf die Gewissheit stützen, dass er auch heute noch wirkt und es immer tun wird. Er kann sein Volk einfach nicht verlassen. Die Erinnerung an die Vergangenheit, die grundlegend ist für den Glauben und das Vertrauen des Psalmisten, kommt durch das Herausbeschwören der großen Taten Gottes in den Jahrhunderten zum Ausdruck, ebenso wie durch den häufigen Gebrauch der Verben *sich erinnern* und *gedenken*.

Ich denke an die Taten des Herrn, ja,
ich will denken an deine früheren Wunder.

Ich erwäge all deine Taten und will nachsinnen über dein Tun. Ps 77 (76), 12-13

*Gedenke deines Erbarmens, Herr,
und der Taten deiner Gnade;
denn sie bestehen seit Ewigkeit!*

Ps 25 (24), 6

*Gedenke meiner, Herr, in Gnade für dein Volk,
such mich heim mit deiner Hilfe.*

Ps 106 (105), 4

Die Treue Gottes offenbart sich auch in seiner Barmherzigkeit, die ständig erneuert und immer wieder angeboten wird. Wie wir gesehen haben, ist sich der Psalmist seiner Schwäche und seiner Armut bewusst; er hat jedoch keine Angst zu fallen, denn er weiß mit seinem ganzen Sein, dass er wieder aufgehoben werden wird.

*Da bekannte ich dir meine Sünde
und verbarg nicht länger meine Schuld vor dir.
Ich sagte: Meine Frevel will ich dem Herrn bekennen.
Und du hast die Schuld meiner Sünde vergeben.*

Ps 32 (31), 5

*Flut ruft der Flut zu beim Tosen deiner stürzenden Wasser,
all deine Wellen und Wogen zogen über mich hin.*

Ps 42 (41), 8

Die Tiefe unseres Elends ruft die Tiefe der Barmherzigkeit, denn Gottes Liebe ist bedingungslos, vollkommen unentgeltlich. Er geht uns immer voran, und er will, dass wir aufrecht stehen. Wie fern stehen wir der Logik unserer heutigen Welt, wo ein Fehler Versagen bedeutet, wo jede Schwäche verachtet wird und wo der Wert eines Menschen an seiner Leistungsfähigkeit bemessen wird!

Der Dank

Der Psalmist fragt sich dann natürlich, wie er auf diese Liebe antworten kann. Erschüttert von so viel Großherzigkeit, Fülle, Unentgeltlichkeit versteht er, dass nichts von dem, was er anzubieten hat, den empfangenen Wohltaten entsprechen kann.

Wie kann ich dem Herrn vergelten all das Gute, das er mir erwiesen?

*Ich will dir ein Opfer des Dankes bringen,
ausrufen will ich den Namen des Herrn.*

Ps 116(115), 12.17

Wer Opfer des Dankes bringt, ehrt mich;

*wer den rechten Weg beachtet,
den lasse ich das Heil Gottes schauen.*

Ps 50 (49), 23

In seinem Zwiegespräch mit Gott erkennt der Psalmist, dass der Dank das einzige Opfer ist, das Gott wohlgefällig ist – es geht ganz einfach darum, die Liebe anzunehmen, mit der Demut dessen, der alles von seinem Schöpfer erwartet. Es muss jedoch angemerkt werden, dass diese Demut kein Ausdruck von Schwäche oder Unterwerfung ist, die jede Freiheit vernichten würde. Der Psalmist sieht sich hier vor eine Lebensentscheidung gestellt: die Liebe anzunehmen und den Wegen zu folgen, die Gott ihm zeigen wird, oder selbst zu entscheiden, welche Wege er gehen wird, ohne von jemandem abzuhängen. Den Weg Gottes zu wählen bedeutet, das Vertrauen, die Hingabe und damit die Abhängigkeit zu wählen... Natürlich gibt es Abhängigkeiten, die dem Menschen sehr schaden, aber die Entscheidung, von jemandem aus Liebe abzuhängen – in dem Sinne, dass man sein Schicksal mit dem seinen verbindet, um gemeinsam auf den Wegen des Lebens zu wandeln –, ist der schönste Akt der Freiheit, den ein Mensch vollbringen kann. Denn dieser Akt erfordert gleichzeitig große innere Kraft und ein klares Bewusstsein um die eigene Würde. Gewiss bedeutet jede Entscheidung auch einen Verzicht, aber der freiwillig gewählte Verzicht ist auch ein Liebesbeweis, der ungeahnte Horizonte öffnet. Indem er sich für den Dank entscheidet, verzichtet der Psalmist darauf, einzig und allein auf sich selbst zu bauen. Sein Blick ist nicht mehr auf die Suche nach seiner eigenen Vollkommenheit gerichtet, sondern auf Gott, der ihn auf seinen Wegen führt.

*Lehre mich, Herr, deinen Weg, dass ich ihn gehe in Treue zu dir,
richte mein Herz auf das Eine: deinen Namen zu fürchten!
Mein Herr und mein Gott, ich will dir danken mit ganzem Herzen,
ich will deinen Namen ehren auf ewig.*

Ps 86 (85), 11-12

Eine Fülle

Dieser Akt der Freiheit, in dem die ganze Größe der menschlichen Natur offenbar wird und wo es um die Ausrichtung des ganzen Lebens geht, ist kein einmaliger Akt: Indem er auf die Treue seines Gottes vertraut, tritt auch der Psalmist selbst in die Logik der Treue ein. Das heißt, er wird seinen Dank beständig erneuern und sich Tag für Tag aufs Neue entscheiden, Gott aus Liebe auf seinen Wegen nachzufolgen.

*Ich aber bin wie ein grünender Ölbaum im Haus Gottes,
ich vertraue auf die Güte Gottes immer und ewig.
Ich danke dir in Ewigkeit, denn du hast es vollbracht.
Ich hoffe auf deinen Namen, denn er ist gut, im Kreis deiner Frommen.*

Ps 52 (51), 10-11

Um ein Bild zu gebrauchen: Es ist als würde der Psalmist den geschlossenen Kreis seines eigenen Strebens nach Vollkommenheit verlassen, um sich auf Entdeckungsreise in einem Ozean zu begeben, der immer offen ist, der immer tiefer geht... Die einzige Bedingung, in das Geheimnis einzutauchen, besteht darin, in jedem Augenblick immer wieder die Liebe zu wählen und sich lieben zu lassen.

*Vertrau auf den Herrn und tue das Gute, wohne im Land und hüte die Treue!
Habe deine Lust am Herrn! So wird er dir geben, was dein Herz begehrt.
Befiehl dem Herrn deinen Weg, vertrau ihm – er wird es fügen.* Ps 37 (36), 3-5

Dieses Vertrauen ist daher weder Resignation noch Flucht, sondern im Gegenteil eine Entscheidung zur Übernahme der eigenen Verantwortung als Mensch, der berufen ist, die Fülle seines Menschseins zu leben, die Teilhabe an Gottes Leben ist. Denn dieser Gott will, dass er „in seinem Haus wohnt“, also teilhat an seiner Vertrautheit, seiner Freude, seinen Geheimnissen, seinem Frieden.

*Ich sagte zum Herrn: Mein Herr bist du,
mein ganzes Glück bist du allein.
Du lässt mich den Weg des Lebens erkennen.
Freude in Fülle vor deinem Angesicht,
Wonnen in deiner Rechten für alle Zeit.* Ps 16 (15), 2.11

*Der Herr ist mein Hirt, nichts wird mir fehlen.
Ja, Güte und Huld werden mir folgen mein Leben lang,
und heimkehren werde ich ins Haus des Herrn für lange Zeiten.* Ps 23 (22), 1.6

Der Psalmist ist jeder von uns; der Psalmist ist die ganze Kirche; der Psalmist ist Jesus Christus, der nicht nur jedes Gebet zum Vater aufsteigen lässt, sondern der auch die Antwort des Vaters auf dieses Gebet ist: eine Antwort, die weder abstrakt noch fern ist, sondern die Menschwerdung ist, also Gegenwart in unserem konkreten Alltag. Durch ihn wohnt die ganze Fülle der Gottheit⁵ bei uns auf der Erde, und weil wir Söhne im Sohn sind, hören wir, wie der Vater zu uns sagt: „*Mein Kind, du bist immer bei mir und alles, was mein ist, ist auch dein.*“⁶

Welche Botschaft für unsere Welt?

Wir werden nie ans Ende kommen, wenn wir die Psalmen erforschen... Aber auch wenn viel Reichtum noch zu erforschen bleibt, ermöglicht uns bereits dieser kurze Einblick, ein Gespräch mit jenen Zeitgenossen zu beginnen, die nach dem Ideal des vollkommenen Menschen streben.

Wo sollen wir in unserer Welt die Kriterien für die Vollkommenheit finden, die allen Kulturen, allen Regionen, allen Epochen, allen Persönlichkeiten gemeinsam sind? Werden sie auf der Grundlage von Ästhetik, Intelligenzquotient, manuellen Fähigkeiten, Lebenserwartung, materiellem Wohlstand bestimmt? Sind die Kriterien, die mein Verstand mir eingibt, dieselben wie die meines Nächsten? Muss ich mich den von der „Gesellschaft“ auferlegten Kriterien unterwerfen? Besteht die Gesellschaft denn nicht aus Männern und Frauen, die immer noch unvollkommen sind?

Wie können wir dem Narzissmus entkommen, der von den sozialen Netzwerken genährt wird? Wie sollte man nicht in Hoffnungslosigkeit oder gar Verzweiflung verfallen, wenn man nicht dem Bild der Vollkommenheit entspricht, das sie vermitteln? Wie sollen wir uns nicht gefangen nehmen lassen von dem Blick der „anderen“, der selten wohlwollend ist?

Wenn man Gott abschafft, wird ein auf den materiellen Aspekt unseres Planeten beschränkter Vollkommenheitsbegriff unvermeidlich auf Fragen ohne Antworten, auf innere Widersprüche stoßen, und zu Beschränkungen der Freiheit – sowohl der äußeren als auch der inneren Freiheit – führen und die Würde des Menschen bedrohen...

Lassen Sie uns mit dem Psalmisten das Wagnis eingehen, den Ursprung und die Wurzeln dieser Würde neu zu entdecken, jene Größe des Menschen, der durch einen liebevollen Blick ins Dasein gerufen wurde und der aufgefordert ist, seine Entscheidungsfreiheit in jedem Augenblick seines Lebens auszuüben.

Der Sicherheit der Selbstbezogenheit das Abenteuer der Begegnung vorziehen.

Statt nach Macht zu streben, seine Verletzlichkeit annehmen.

Statt sich selbst zu retten, sich für die Abhängigkeit von Gott entscheiden.

Die Unvollkommenheit annehmen, um die Fülle zu bewohnen.

Statt den Menschen als Forschungsobjekt zu betrachten, ihn achten in dem Geheimnis, das ihn einzigartig macht.

Auf eine Unsterblichkeit verzichten, die uns an diese Erde fesseln würde, das Risiko der Ewigkeit auf uns zu nehmen.

¹ Vgl. Bruno Cadoré, *Avec Lui, écouter l'envers du monde*, Cerf, 2018, S. 194.

² *Famille Chrétienne* Nr. 2133, 13–19 Dezember 2018, S. 10–13.

Entstanden in den 1980er-Jahren in den Vereinigten Staaten, ist der Transhumanismus eine internationale kulturelle Bewegung, die sich für die Verbesserung der physischen und moralischen Eigenschaften des Menschen durch Technologie einsetzt.

³ Der Ausdruck stammt von der hl. Therese von Lisieux.

⁴ Ordensmeister der Dominikaner von 2010 bis 2019.

⁵ Vgl. Kol 2,9.

⁶ Lk 15,31.

DAS DOKUMENT ÜBER DIE BRÜDERLICHKEIT ALLER MENSCHEN UND SEINE AUSWIRKUNGEN AUF DAS ORDENSLEBEN

H. E. Miguel Ángel Kard. Ayuso Guixo, MCCJ

Kardinal Ayuso ist der Präsident des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog.

Dieser Vortrag wurde auf der Begegnung der UISG/USG-Kommission für den Interreligiösen Dialog zum Thema „Ordensfrauen und Ordensmänner: Botschafter des Friedens und des gemeinsamen Zusammenlebens“ (Rom, 16. März 2020) gehalten.

Original Italienisch

Liebe Freunde,

zunächst danke ich Ihnen für die Einladung, die Sr. Patricia Murray und P. Emil Turu an mich gerichtet haben. Sie haben im Namen der Kommission für den Interreligiösen Dialog der Internationalen Vereinigung von Generaloberinnen und der Vereinigung von Generaloberen die heutige Veranstaltung organisiert, an der wir alle in unterschiedlicher Funktion teilnehmen.

Es ist mir eine wahre Freude, einige Gedanken mit Ihnen zu teilen. Tatsächlich fühle ich mich zuhause, denn als Angehöriger eines Missionsinstituts – der Comboni-Missionare vom Herzen Jesu – ist mir sowohl auf der Grundlage meines persönlichen Lebens als auch des geweihten Lebens bewusst, wie wichtig und bedeutsam der Aufbau der Brüderlichkeit und die Förderung des Dialogs mit Menschen anderer Religionen ist.

Das Thema, das mir anvertraut wurde – *Das Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen und seine Auswirkungen auf das Ordensleben* – ist gewiss von großer Aktualität und Relevanz. Denn ich glaube, dass das *Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen für ein friedliches Zusammenleben in der Welt*, das am 4. Februar 2019 in Abu Dhabi von Papst Franziskus und dem Großimam von Al-Azhar, Ahmad Al-Tayyeb, unterzeichnet wurde, ein Meilenstein auf dem Weg des interreligiösen Dialogs ist.

Ich möchte kurz einige Inhalte des Dokuments ansprechen, um mich dann seiner Bedeutung für das geweihte Leben zuzuwenden.

1) Das Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen für ein friedliches Zusammenleben in der Welt

a. Die Wurzeln im Konzil

Wie der Heilige Vater gesagt hat, ist für uns Katholiken „das Dokument nicht

einen Millimeter vom Zweiten Vatikanischen Konzil abgerückt. Das Dokument wurde im Geiste des Zweiten Vatikanischen Konzils verfasst“ (*Pressekonferenz mit Papst Franziskus auf dem Rückflug nach Rom*, 5. Februar 2019). Denn aus katholischer Sicht kann man das Dokument nicht verstehen, wenn man es nicht in den nunmehr langen Weg der interreligiösen Beziehungen der katholischen Kirche einfügt, der seinen offiziellen Ausdruck im Zweiten Vatikanischen Konzil gefunden hat.

b. Es ist an alle gerichtet

Es handelt sich um eine konkrete Einladung zur universalen Brüderlichkeit, die jeden Mann und jede Frau betrifft. Es ist also weder eine Bekenntnisschrift noch ein islamisch-christlicher Text, wenngleich natürlich die Spiritualität der beiden Unterzeichner hindurchscheint, sondern vielmehr ein für alle Menschen offenes Dokument, das von allen benutzt und geteilt werden kann, von Gläubigen und Nichtgläubigen.

c. Gott ist der Schöpfer von allem und von allen

Gott ist der Schöpfer von allem und von allen, daher gehören wir zu einer Familie und müssen uns dazu bekennen. Das ist das grundlegende Kriterium, das der Glaube uns bietet, um das menschliche Zusammenleben zu gestalten, unsere Unterschiede zu verstehen und Konflikte zu entschärfen.

d. Einige wesentliche Punkte

- Keiner darf den Namen Gottes benutzen, um Krieg, Terror oder irgendeine Form von Gewalt zu rechtfertigen.
- Das Leben muss immer geschützt werden; ebenso müssen die Rechte der Kinder anerkannt werden, in einem familiären Umfeld aufzuwachsen, das Recht auf Ernährung und Bildung, auf Schutz in einem digitalen Umfeld, das immer mehr Gefahren für sie birgt.
- Als „unabdingbare Notwendigkeit“ bezeichnet die Erklärung die Anerkennung des Rechts der Frau auf Bildung, auf Arbeit und auf Ausübung der eigenen politischen Rechte.
- Das Dokument verurteilt die Auferlegung einer bestimmten Religion oder Kultur oder eines Zivilisationsstils, den andere nicht annehmen.
- Das Recht auf Religionsfreiheit sowie auf die volle Staatsbürgerschaft.
- Der Text der Erklärung von Abu Dhabi hebt die Notwendigkeit hervor, von der bloßen Toleranz zum brüderlichen Zusammenleben überzugehen.
- Die große Bedeutung von Erziehung und Bildung der jüngeren Generationen.
- Achtung, Schutz und Bewahrung der Schöpfung.

Das Anliegen des Dokument ist die Annahme

- der Dialogkultur als Weg;
- der gemeinsamen Zusammenarbeit als Verhalten;
- des gegenseitigen Kennenlernens als Methode und Kriterium.

Dies sind nur einige Punkte der Erklärung, an denen wir zusammen mit unseren Geschwistern der anderen Religionen viel arbeiten müssen. Angesichts einer Menschheit, die von vielen Spaltungen und ideologischen Fanatismen verletzt

ist, haben der Papst und der Großimam gezeigt, dass die Förderung der Kultur der Begegnung und des Kennenlernens des anderen keine Utopie sind, sondern die notwendige Voraussetzung, um in Frieden zu leben und den zukünftigen Generationen eine bessere Welt zu hinterlassen als die, in der wir leben.

Unsere immer stärker säkularisierte Welt braucht mehr denn je den interreligiösen Dialog, der die „Transzendenz“ bezeugt, die Religionsfreiheit verteidigt und erklärt, dass jede Form der Gewalt von ihrem Wesen her dem wahren Daseinsgrund der Religion an sich fremd ist, und zum gemeinsamen Aufbau einer friedlichen und brüderlichen Welt ermutigt. Tatsächlich ist die Wahrheit über die Heiligkeit und Würde des Menschen zusammen mit der Achtung der Religionsfreiheit, die zum echten Dialog führt, die Grundlage für den Aufbau einer befriedeten Welt.

2) Das Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen und das geweihte Leben

Wenn ich an das geweihte Leben denke, dann denke ich unwillkürlich an den heiligen Franz von Assisi. Ich möchte hier in Erinnerung rufen – wie auch vom Motto der Apostolischen Reise nach Abu Dhabi, „Mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens“, hervorgehoben wurde –, dass die Begegnung in Abu Dhabi 800 Jahre nach der Begegnung zwischen dem Heiligen von Assisi und dem Sultan al-Malik al-Kâmil stattgefunden hat. Der heilige Franziskus hatte verstanden, dass der Dialog der Missionsraum zur Auseinandersetzung mit jenen ist, die das Evangelium nicht kennen und die nichts von Jesus Christus gehört haben.

Wir lernen vom heiligen Franziskus, dass die christliche Identität – weit davon entfernt, dem Synkretismus oder dem Relativismus nachzugeben oder auf die eigene Geschichte und Tradition zu verzichten – dennoch „flexibel“ ist, also in der Lage, sich mit den veränderten sozialen und politischen Gegebenheiten der Welt auseinanderzusetzen sowie Vorurteile und Formen der Intoleranz zu überwinden. Es ist eine Identität, die aus dem Willen heraus lebt, dem anderen zu begegnen, und die den Wunsch nach Dialog verspürt.

Mir scheint, dass „Flexibilität“ und der „Wille, dem anderen zu begegnen“ zwei Haltungen sind, die den besonderen Beitrag auszeichnen, den die Erfahrung des geweihten Lebens im Bereich der Brüderlichkeit aller Menschen und des interreligiösen Dialogs leisten kann.

Um nur ein Beispiel zu nennen, erinnere ich an die fruchtbare Erfahrung des „Dialogo Interreligioso Monastico“ (DIM) [dt.: Monastischer Interreligiöser Dialog] und die gute Zusammenarbeit mit dem Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog. Die monastische Erfahrung kann einen wesentlichen Beitrag zum interreligiösen Dialog leisten. Der „Dialogo Interreligioso Monastico“ als Organisation wurde 1978 ins Leben gerufen, als Antwort auf einen Appell von Kardinal Sergio Pignedoli, dem zweiten Präsidenten des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog. In seinem Brief an den Abtprimas der Benediktinischen Konföderation hatte er um eine stärkere Einbindung von Mönchen und Nonnen in den interreligiösen Dialog gebeten, denn, so sagte er, „das Mönchtum ist eine Brücke zwischen den Religionen“. Die fruchtbare Zusammenarbeit zwischen dem DIM und dem Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog hat über die Jahre hinweg verschiedene Früchte hervorgebracht, vor allem im Bereich des christlich-buddhistischen Dialogs. Als

letzte – der Zeit, aber nicht der Bedeutung nach – Initiative fand in Zusammenarbeit mit dem buddhistischen Kloster Fo Guang Shan und der Vereinigung der Höheren Ordensoberinnen im Oktober 2018 in Taiwan der erste internationale Dialog buddhistischer und christlicher Nonnen statt, zum Thema „*Contemplative Action and Active Contemplation: Buddhist and Christian Nuns in Dialogue*“ [dt.: *Kontemplative Aktion und aktive Kontemplation: buddhistische und christliche Nonnen im Dialog*].

Ich denke auch an die unersetzliche Arbeit im Bereich des interreligiösen Dialogs, die von den Instituten geleistet wird, die eine missionarische Spiritualität besitzen. Auch ich gehöre wie gesagt den Comboni-Missionaren vom Herzen Jesu an, daher weiß ich gut, wie viel Kraft aufgewandt wird, damit unser Leben von der brüderlichen Liebe zu allen Menschen und von herzlicher Freundschaft und Aufrichtigkeit gegenüber den Angehörigen anderer Religionen durchdrungen wird. Die Zusammenarbeit mit Männern und Frauen unterschiedlicher religiöser Traditionen muss immer mehr auf der gemeinsamen Fürsorge für das menschliche Leben gründen. Diese reicht vom Mitgefühl für das physische und geistliche Leiden bis hin zum Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung. All das kommt im *Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen* gut zum Ausdruck.

Es ist nicht zu leugnen, dass der Dialog heute überall stattfindet. In vielerlei Bereichen und bei zahlreichen Gelegenheiten können wir einander näherkommen. Wir müssen uns unermüdlich darum bemühen, miteinander zu sprechen, und müssen auch lernen, Freuden und Leiden des Lebens miteinander zu teilen. Jedes Ordensinstitut hat sein eigenes Charisma, das es auf dem Weg des Dialogs einbringen kann. Ich bin überzeugt, dass jedes Institut, wenn es sich von der Spiritualität des Dialogs inspirieren lässt, einen eigenen Beitrag zum Weg zur Brüderlichkeit und zum Zusammenleben der Religionen und der Kulturen leisten kann.

In diesem Sinne ist die Errichtung der Kommission für den Interreligiösen Dialog von großer Bedeutung. Zu ihr gehören Mitglieder, die sowohl die Union der Generaloberen (USG) als auch die der Generaloberinnen (UISG) vertreten. Ihr Anliegen ist es, das Bewusstsein und das Wissen um die Bedeutung des Dienstes im interreligiösen Dialog unter den in Rom ansässigen Kongregationen zu entwickeln.

Das geweihte Leben hat den Weg der Brüderlichkeit vor sich, der in einer Welt beschränkt werden muss, die durch Hass, Kriege, Unrecht und Unterdrückung gespalten ist. Daher ist es wichtig, die Gemeinschaft in der Vielfalt, die Möglichkeit zum multikulturellen Dialog zu leben und zu bezeugen und die Möglichkeit zu Dialog und Frieden unter den Völkern und Menschen aller Hautfarben und Kulturen aufzuzeigen. In der Erfahrung der Brüderlichkeit erfahren wir den dreifaltigen Gott, der Gemeinschaft in Vielfalt ist.

Wir sind mitverantwortlich für die Sendung der Kirche in der Welt, und wir sind alle aufgerufen, Protagonisten des interreligiösen Dialogs zu sein. Natürlich brauchen die geweihten Personen, die sich in den Dienst des interreligiösen Dialogs stellen, eine entsprechende Vorbereitung im Rahmen der Ausbildung, des Studiums und der Wissenschaft, da in diesem Sektor eine vertiefte Kenntnis des Christentums und der anderen Religionen notwendig ist, begleitet von einem

soliden Glauben sowie geistlicher und menschlicher Reife.

In der Tat ist eine vertiefte und ernsthafte Ausbildung im eigenen Glauben (in diesem Fall dem Christentum) und eine gute Information über die anderen Religionen, die uns geistlich und menschlich solide und reif macht, unverzichtbar. Wir können den anderen heute nicht ignorieren, sondern müssen uns, tief verwurzelt in unserer Identität, mit lauterer Absichten öffnen zu jener von Papst Franziskus gewollten „Kultur des Dialogs“.

Angeichts des Umfelds, der Sensibilität und der Fähigkeiten möchte ich hier die Einladung von Papst Franziskus noch einmal wiederholen: „Für den, der an das Evangelium glaubt, hat der Dialog nicht nur einen anthropologischen Wert, sondern auch einen theologischen. [...] Es bedarf der Ausarbeitung einer Theologie der Aufnahme und des Dialogs, die die biblische Lehre erneut auslegt und nahebringt. Sie kann nur entwickelt werden, wenn man sich auf jegliche Weise bemüht, den nächsten Schritt zu gehen und man die Samen der Wahrheit nicht ausschließt, die auch von anderen verwahrt werden. Auf diese Weise wird der Vergleich der Inhalte der verschiedenen Glaubensüberzeugungen nicht nur die geglaubten Wahrheiten ins Auge fassen können, sondern wird auch spezifische Themen miteinbeziehen, die zu wichtigen Punkten der gesamten Lehre werden“ (*Ansprache von Papst Franziskus, „Friedensgrenze Mittelmeer“, Bari, 23. Januar 2020*).

Bereits in seiner Ansprache an der Päpstlichen Theologischen Fakultät von Süditalien (Neapel, 21. Juni 2019) hatte Papst Franziskus den Wunsch zum Ausdruck gebracht, Studien, Reflexionen und Forschungen in Gang zu setzen, die darauf ausgerichtet sind, eine Theologie der Unterscheidung, der Barmherzigkeit und der Aufnahme zu erarbeiten, die sich in den Dialog mit der Gesellschaft, den Kulturen und den Religionen stellt zum Aufbau des friedlichen Zusammenlebens. Das ist eine neue wichtige Aufgabe, die sich uns auftut!

Der geweihte Mensch, der Missionar, der für das Kommen des Reiches Gottes arbeitet, wird zum Protagonisten und Förderer des Dialogs, indem er Hand in Hand mit den Gläubigen anderer Religionen im Geist der Brüderlichkeit arbeitet, und sich gemeinsam mit ihnen dafür einsetzt, eine bessere Welt aufzubauen, als Gläubige an den einen Gott. Dieser Dialog, wie er von den Dokumenten der Kirche aufgezeigt wird, muss ein Dialog des Lebens, des Handelns, des theologischen Austauschs und der religiösen Erfahrung sein.

Abschließend möchte ich einen Aspekt hervorheben: Das Gebet, das den Männern und Frauen der verschiedenen Religionen gemeinsam ist, hat meines Erachtens für das Ordensleben besondere Bedeutung und kann zur besonderen Aufgabe werden, den interreligiösen Dialog und den Weg der Brüderlichkeit zu unterstützen. Wir müssen lernen, die anderen mit den Augen Gottes zu betrachten. Die Vorrangstellung des Gebets ist der sichtbare Ausdruck der Tatsache, dass es die innere und grundlegende Dimension jeder religiösen Erfahrung ist, aus der auch heute die Mahnung zur Verantwortung gegenüber der Geschichte hervorgeht, die die Religionen in unserer Welt haben.

In einem internationalen Kontext, der raschen und manchmal dramatischen Veränderungen unterworfen ist, sind wir von Abu Dhabi aus eingeladen, den

Dialog zwischen den Religionen und der Religionen mit allen Menschen zu verstärken. Das hebt unmissverständlich die Notwendigkeit hervor, den Dialog selbst auf eine qualitativ höhere Ebene zu bringen und radikaler Verantwortung zu übernehmen bei der Suche nach den Wegen des Friedens – mit unvermeidlichen Auswirkungen auf der Ebene des privaten und des öffentlichen Lebens.

3. Schluss

Das Lehramt von Papst Franziskus nährt sich aus der Überzeugung des Konzils, dass die Religionen große Ressourcen in sich tragen, um mit allen Menschen guten Willens eine versöhnte Menschheit aufzubauen, und dass es immer einer geistlichen Bewegung für den Frieden bedarf, um die verschiedenen religiösen Welten zusammenzuführen, ohne sie zu vermischen. In diesem Zusammenhang steht also das Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen und auch die kürzlich – im August 2019 – erfolgte Errichtung eines Hohen Komitees zur Umsetzung des Dokuments über die Brüderlichkeit aller Menschen, dessen Vorsitzender ich bin und dessen Aufgabe es ist, einen Rahmen zur Gewährleistung der Umsetzung der im Dokument enthaltenen Ziele zu entwickeln.

In der heutigen instabilen Welt ist der Dialog zwischen den Religionen kein Zeichen der Schwäche. Er hat seine Daseinsberechtigung im Dialog Gottes mit der Menschheit. Gebet, Dialog, Achtung und Solidarität sind die einzigen siegreichen Waffen gegen Terrorismus, Fundamentalismus und jede Art von Krieg und Gewalt. Und diese Waffen gehören zu den geistlichen Arsenalen aller Religionen. Unter Achtung der Vielfalt muss der Dialog sorgfältig darauf achten, dass für jeden Menschen das Recht auf Leben, auf körperliche Unversehrtheit sowie die Grundfreiheiten, also die Gewissens-, Meinungs- und Religionsfreiheit, gewährleistet und respektiert werden.

In Sprachgebrauch, ja bereits im Titel des in Abu Dhabi unterzeichneten Dokuments wird eine gemeinsame Grundlage sichtbar, die mit einer uralten Wahrheit zusammenhängt. Sie mag in unserem globalen Umfeld einen neuen Klang bekommen: die Brüderlichkeit aller Menschen.

Die Tatsache, dass Papst Franziskus und Imam Al-Tayyeb darum bitten, ihre Botschaft zu studieren und an die neuen Generationen weiterzugeben, kündigt eine neue Epoche an. Ich würde sagen, dass ein gemeinsamer Weg geöffnet wurde, als Frucht eines neuen Lichts und einer neuen Kreativität innerhalb dieser beiden – und auch anderer – Religionen. Und wenn es Gott gefällt, dass religiöse Männer und Frauen sowie Menschen guten Willens in Brüderlichkeit gemeinsam unterwegs sind, dann ist es nicht von geringerem Wert, dass die Brüderlichkeit zum Weg auch der religiösen Glaubensgemeinschaften wird.

Ich hoffe, dass die Bemühungen von Abu Dhabi uns wirklich vereinen mögen, über alle Grenzen und Zugehörigkeiten und vor allem über jegliche Instrumentalisierung des Glaubens hinaus. Für ein friedliches Zusammenleben.

BURNOUT UND STÄRKUNG DER RESILIENZ IM ORDENSLEBEN

Sr. Maryanne Loughry, RSM

Schwester Maryanne Loughry RSM ist Mitglied des Instituts der „Sisters of Mercy“ in Australien und Papua Neuguinea. Als Psychologin ausgebildet unterrichtet Maryanne an der Schule für Sozialarbeit im „Boston College“. Sie war viele Jahre lang für den „Jesuit Refugee Service“ tätig und hat in ihrer Dissertation die Auswirkungen von Gefangenschaft auf unbegleitete Flüchtlingskinder untersucht. 2009 wurde ihr für ihren Dienst an Flüchtlingen und Vertriebenen der „Order of Australia“ verliehen.

Original Englisch

Nicht immer lassen sich die Ursachen für die psychischen Probleme eines Menschen einfach kennen, und noch schwieriger ist es häufig zu verstehen, wann und wie man einem unter ihnen leidenden Menschen helfen kann.

In diesem Artikel soll das Konzept der psychischen Probleme im Ordensleben, insbesondere Stress und Burnout, untersucht werden. Es sollen zeitgemäße Maßnahmen aufgezeigt werden, um diesen Problemen zu begegnen. Abschließend soll gezeigt werden, dass gute Regelungen und Strategien eine Schlüsselrolle spielen können, wenn es darum geht, psychischen Problemen bei Ordensschwestern vorzubeugen.

Heutige Modelle psychischer Probleme

In unserer heutigen Welt kennen wir alle Ordensschwestern, die an Orten tätig sind, die sie verletzlich machen. Wir haben von Ordensfrauen gehört, die missbraucht und traumatisiert wurden, und oft begegnen wir Schwestern, die keine Kraft mehr zu haben scheinen, deren „Tank“ leer zu sein scheint. Diese Frauen können müde, erschöpft, negativ und apathisch wirken. Ein psychologischer Begriff, der in jüngster Zeit häufig verwendet wird, um einen solchen Zustand zu beschreiben, ist „Burnout“: Schwestern, die einmal alles gegeben haben, können sich nicht mehr so engagieren wie bisher. Burnout ist ein mit der Arbeit verbundener Zustand emotionaler Erschöpfung, in dem das Interesse an der Arbeit, die persönliche Leistung und die Effizienz stark zurückgehen. Wer daran leidet, ist nicht länger in der Lage, Entscheidungen zu treffen.¹ Verständlicherweise ist uns dieser Zustand vertraut. Wie gesagt sind viele Schwestern immer noch in Umfeldern tätig, die ihnen viel abverlangen – so als hätten sie noch immer die gleiche Kraft wie früher als junge Ordensfrauen. Sie sind jedoch älter, die Lebensbedingungen sind komplexer, und sie werden als Vertreterinnen eines Auslaufmodells betrachtet, das möglicherweise keine Bedeutung mehr hat.

Auch wenn sie kein Burnout haben, sind einige Schwestern einfach gestresst. Sie haben zwar noch Kraft, aber sie selbst und andere stellen unrealistische Anforderungen an sie. Wir wissen, dass Stress die normale physiologische und psychische Funktion eines Menschen stört oder stören kann. Hat eine Schwester, die psychische Probleme zu haben scheint, einen Burnout, ist sie gestresst, oder bedrückt sie etwas anderes in ihrem Leben? Sprache und Rahmenstrukturen, die zur Erklärung des Verhaltens von Menschen benutzt werden, sind wichtig. Sie prägen unsere Erwartungen und unsere Reaktion.

Unsere heutige Sprache ist voller psychologischer Begriffe, die ohne Rücksicht auf ihre wirkliche Bedeutung benutzt werden. Ein heute sehr oft verwendeter Begriff, der in die Alltagssprache Eingang gefunden hat, ist das Wort „Trauma“. Ich bin Australierin, und in den vergangenen Monaten wurde mein Land von Waldbränden und anderen extremen Wetterereignissen heimgesucht. In den Medien wird heute viel diskutiert über das Trauma, das wir alle erlitten haben, besonders jene, die die Waldbrände bekämpft haben. Technisch wird das Trauma in der Psychologie definiert als „eine physische Verletzung oder Wunde oder ein heftiger psychischer Schock, der Schäden verursacht“.² So beginnt jetzt die Diskussion darüber, wer traumatisiert ist und was getan werden muss, um dieses Trauma zu behandeln. Ein weiterer Fachbegriff ist die „Posttraumatische Belastungsstörung“ (PTBS).³ Wird nach dem Trauma der Waldbrände bei einem großen Teil der australischen Bevölkerung die psychische Störung PTBS diagnostiziert werden? Ohne zu sehr ins Detail über diese psychische Störung zu gehen: Es wird davon abhängen, wie die so genannten „Schäden“ aussehen und wie lange sie bleiben. Nur Psychologen können darüber ein Urteil abgeben. Dennoch beherrscht der Trauma-Diskurs unsere australischen Medien und verursacht Angst und Ungewissheit.

Auch im Ordensleben haben wir die psychologische Sprache übernommen, um unser Verhalten und das Verhalten anderer zu erklären. Oft gebrauchen wir diese Begriffe jedoch technisch nicht korrekt. Das kann schwerwiegende Folgen haben, denn durch die Beschreibung unseres Verhaltens und des Verhaltens anderer können wir Erwartungen im Hinblick auf den Umgang mit der psychischen Gesundheit und den Problemen der Schwester wecken. Außerdem kann es zur Stigmatisierung führen, denn oft werden psychische Probleme als abträglich für den Ruf und die Zukunft einer Person wahrgenommen.

Das heutige Ordensleben, wie wir es kennen, hat viele Herausforderungen. Natürlich darf man nicht pauschalisieren, aber es ist offensichtlich, dass die Zahl der Ordensfrauen zurückgeht, weniger junge Frauen in das Ordensleben eintreten möchten und das Durchschnittsalter der Ordensfrauen steigt. Außerdem haben die Ordensinstitute in den letzten Jahrzehnten immer weniger Schwestern im aktiven Dienst, und viele Ordensinstitute mussten ihre traditionsreichen Einrichtungen, zum Beispiel Krankenhäuser und Schulen, aufgeben. Oft waren diese Einrichtungen symbolträchtig für den Beitrag des Ordensinstituts. Das hat dazu geführt, dass mehr Laien in führenden Positionen tätig sind und Schwestern manchmal freigestellt wurden, um sich den Menschen zu widmen, die am Rande der Gesellschaft leben. Außerdem haben sich auch die Leitungsstrukturen der Schwesternorden von mehr

hierarchischen zu mehr relationalen Modellen verlagert. In diesem ganzen Wandlungsprozess werden die Schwestern immer weniger und immer älter.

Der Wandel, den wir in unseren Gemeinschaften, unseren Diensten und in unserer Kirche erfahren, kann verstörend sein und manchmal Stress verursachen. Für manche kann er auch eine Chance darstellen; unsere Reaktionen lassen sich nicht verallgemeinern. Viele sind von dem raschen Wandel und der Ungewissheit überwältigt und verstört. Wenn man im Ordensleben mit Schwestern zu tun hat, die Probleme haben, dann lassen sich die Ursachen ihrer Probleme nicht immer genau bestimmen, und noch schwieriger ist es zu verstehen, wie man ihnen am besten helfen kann. Der Gebrauch psychologischer Begriffe und Etiketten kann die Probleme noch verschlimmern.

Wenn sich zeigt, dass eine Schwester psychische Probleme hat, dann kann sie vielleicht traumatisiert sein, ein Burnout haben, gestresst, nervös oder deprimiert sein. Jeder dieser Zustände ist von Psychologen technisch definiert. Und weil einige Anzeichen und Symptome ähnlich sind, ist es manchmal das Beste, die Bestimmung des genauen Zustands der Schwester Experten zu überlassen. Einige Zustände treten im Doppelpack auf.

Mögliche Maßnahmen

Menschen, die psychisch leiden, können Hilfe bekommen durch psychologische Beratung, Therapien, Medikamente und/oder psychosoziale Aktivitäten oder auch nur durch eine Auszeit. Welche dieser Maßnahmen im Vordergrund steht, wird oft bestimmt durch Verfügbarkeit, frühere Erfahrungen und mögliche Vorurteile oder Mangel an Verständnis – besonders dort, wo Schwestern aus verschiedenen Kulturen kommen, die psychische Probleme unterschiedlich zum Ausdruck bringen. Außerdem können wir im Ordensleben die Lage auch verwirren oder verkomplizieren, indem wir Schwestern zu einem geistlichen Begleiter schicken, ihnen ein Sabbatjahr gewähren oder sie eine geistliche Einkehr machen lassen, während sie in Wirklichkeit psychologische Hilfe brauchen.

Lassen Sie mich ein Beispiel geben: Schwester Maria, Anfang 60, hat in letzter Zeit falsche Entscheidungen getroffen. Jetzt hat sie sich an das Leitungsteam gewandt und darum gebeten, ihr eine andere Aufgabe zu geben. Was soll das Leitungsteam tun? Es kann A. sie zur psychologischen Beratung schicken; B. ihr einen Therapeuten empfehlen; C. Maria raten, sich für ein Sabbatprogramm zu bewerben; D. ihr Zeit zur inneren Einkehr geben; E. ihr eine andere Aufgabe geben; F. alles zusammen.

Ordensleiterinnen haben mir erzählt, dass ein großer Teil ihrer Arbeit darin besteht, sich die Probleme von Schwestern anzuhören und Entscheidungen zu treffen, wie in dem oben erwähnten Beispiel. Einige sagen, dass das erste Treffen schwierig sein kann, da die Schwester ihre Situation beschreiben und über ihre Probleme sprechen muss. Die nächsten Treffen können noch schwieriger sein, da die Ordensleiterin oft nicht die Fähigkeit zu therapeutischem Zuhören besitzt, der Schwester helfen möchte und dennoch unsicher ist, was sie tun soll. Zuweilen

können die Probleme einer Schwester Probleme bei ihrer Oberin auslösen.

Außerdem gibt es, um einer Schwester zu helfen, heute viele Maßnahmen, die für uns neu sind, wie Achtsamkeit und Positive Psychologie, und es wurden noch nicht genügend Daten gesammelt, um festzustellen, ob die Maßnahmen wirklich brauchbar sind. Ordensfrauen und Ordensleiterinnen können Schwestern mit psychischen Problemen nicht immer helfen, ohne professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen und sich Rat einzuholen, zu wem sie die Schwestern am besten schicken sollen, damit diese Hilfe bekommt.

Noch komplizierter wird es dadurch, dass wir mit zunehmendem Alter auch mit Schwestern konfrontiert sind, denen es körperlich gutgeht, die jedoch Anzeichen von Demenz zeigen. Demenz kann schwer zu diagnostizieren sein, und man kann sie mit emotionaler Erschöpfung und Burnout verwechseln. Außerdem kann es sehr belastend sein, einer dementen Schwester beizustehen und sie – solange es angemessen ist – in der Gemeinschaft zu behalten.

Wie gesagt haben wir Ordensfrauen in den letzten Jahrzehnten auf den Wandel reagiert und uns mit zeitgemäßen Formen des Leitungsdienstes vertraut gemacht, sowohl im Rahmen unserer Arbeit als auch in unseren Instituten. Derselbe Wandel hat auch in vielen anderen Institutionen unserer Zeit stattgefunden und in gewissem Maße auch innerhalb der katholischen Kirche. All das hat uns dem Stress und der Belastung des modernen Lebens ausgesetzt und uns „weltliche“ Hilfoptionen an die Hand gegeben. Gleichzeitig hat sich auch die Psychologie weiterentwickelt durch neue Erklärungen und Maßnahmen, um Menschen zu helfen, die unter Stress und Burnout leiden.

Zeitgemäße und vorbeugende Maßnahmen

Eine sehr wichtige Maßnahme war die Ausrichtung auf Selbsthilfe. Sie wird in vielen Büchern aus der Sparte der sogenannten „Ratgeberliteratur“ thematisiert und ist darauf ausgerichtet, dass Menschen die Dinge selbst in die Hand nehmen und Techniken und Praktiken entwickeln, von denen man weiß, dass sie dabei helfen, Stress und Burnout zu bekämpfen. Dazu gehört die Verbesserung des Schlafrythmus ebenso wie Sport, Ernährung, Freizeit, Meditation und Auszeiten aus Umfeldern, die Stress verursachen. Ich wage zu sagen, dass einige Ordensschwestern einiges davon angenommen haben, andere es dagegen als Ablenkung von ihrer Aufgabe betrachten, die sich für eine Ordensfrau nicht gehört. Von einigen Selbsthilfemaßnahmen könnte man meinen, dass sie dem Gemeinschaftsleben abträglich sind. Es gibt Belege dafür, dass viele dieser Maßnahmen auf Faktoren einwirken können, die zum Stress beitragen, wie Bluthochdruck und Übergewicht.

Eine weitere Reihe von Maßnahmen, die psychisch belasteten Menschen helfen können, sind traumatherapeutische Maßnahmen. Die Traumatherapie berücksichtigt vergangene Traumata und die daraus resultierenden Bewältigungsstrategien in dem Versuch, das Verhalten eines Menschen zu verstehen und ihn zu behandeln. Traumatherapie kann viele Formen annehmen. Sie ist

traumasensibel und wirkt aktiv einer Retraumatisierung dagegen. Sie ist sensibel für das große Maß an Emotionen, die normalerweise auf traumatische Erlebnisse folgen, und reagiert auf diese Gefühle auf positive und mitfühlende Art. Oft findet Traumatherapie gemeinsam in Gruppen statt, wobei die Aktivitäten darauf ausgerichtet sind, die Stärken der Menschen hervorzuheben, indem sie einen Ansatz verfolgen, der auf Stärke beruht, anstelle eines Defizitmodells.

Auf dem Gebiet der humanitären Hilfe wurde noch ein weiteres Mittel als hilfreich erkannt: „Psychologische Erste-Hilfe-Kurse“. Anders als bei der Selbsthilfe liegt hier die Betonung auf der Gruppenarbeit. Ähnlich wie die Erste-Hilfe-Kurse, in denen Gruppen ausgebildet werden, um auf Herzinfarkte, Schnitte, Brandwunden etc. zu reagieren, ist die „Psychologische Erste Hilfe“ ein ein- oder zweitägiger Kurs, in dem Menschen die Grundlagen psychischer Gesundheit vermittelt werden. Sowohl die „Erste Hilfe“ als auch die „Psychologische Erste Hilfe“ soll nicht dazu dienen, Ärzte oder Psychologen zu ersetzen, sondern die Kurse sollen vielmehr dafür sorgen, dass Arbeitsplätze sichere Orte sind, mit einer gemeinsamen Sprache zum Verständnis von physischen und psychischen Problemen. Von diesen sicheren Orten aus können Personen, wenn nötig, an entsprechende Fachleute überwiesen werden. Auch Ordensinstitute müssen sichere Orte für physische und psychische Gesundheit sein, und „Psychologische Erste-Hilfe-Kurse“ könnten dabei helfen und den psychischen Problemen etwas von ihrer Stigmatisierung nehmen, und dazu beitragen, einen gemeinsamen Wortschatz zu Stress und psychischen Problemen zu entwickeln, damit Ordensfrauen freier über ihre Gesundheit und ihre Erfahrungen sprechen können. Je freier wir werden, unsere Erfahrungen zu teilen und auch auf frühe Anzeichen von psychischen Problemen bei unseren Mitschwestern zu schauen, desto hilfreicher und stabiler können unsere Gemeinschaften werden. Sowohl beim „Psychologischen-Erste-Hilfe-Kurs“ als auch bei der Selbsthilfe liegt die Betonung mehr auf Vorbeugung als auf Heilung.

Institutionelle Stärkung der Resilienz

Bisher ging es um das Thema Burnout und Stress ging sowie um Maßnahmen, die jenen helfen können, die unter psychischen Problemen leiden. Noch viel mehr kann auf der Leitungsebene zur Vorbeugung getan werden, damit Schwestern gar nicht erst einen Leidensdruck aufbauen. Ein herausragendes Konzept ist heute die Stärkung der Resilienz in Instituten ebenso wie bei Individuen. Resilienz ist der Prozess der positiven Anpassung angesichts von Widrigkeiten, Traumata, Tragödien, Bedrohungen oder bedeutenden Stressfaktoren. Es geht darum, nach schwierigen Erfahrungen „wieder auf die Beine zu kommen“.⁴ Resiliente Institute haben gute Regelungen, die den Anpassungsprozess erleichtern.

Im Ordensleben können gute Maßnahmen und Regelungen den Schwestern helfen, mit den Veränderungen und Herausforderungen, die sie erfahren, umzugehen. Ein gutes Beispiel dafür wäre eine Regelung der Aufgaben und Verträge bezüglich des Dienstes. In vielen Teilen der Welt sind Schwestern in Diensten ohne klare Jobbeschreibung, einschließlich der Arbeitsbedingungen und der für ihre Tätigkeit

zur Verfügung stehenden Mittel, tätig. Das Fehlen solcher Regelungen kann in Frustration, langen Arbeitszeiten und unrealistischen Erwartungen enden. Das führt unter Umständen zu Ausbeutung und Missbrauch und läuft mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen Burnout hinaus. Klare Regelungen und ein Vertrag mit regelmäßigen Leistungsbeurteilungen können bewirken, dass die Schwester die für ihre Aufgabe gesetzten Grenzen kennt, und geben der Schwester, ihren Ordensoberinnen und ihrem Arbeitgeber Klarheit über ihre Rolle und ihre Leistung. All das sind Voraussetzungen für eine positive Beziehung zwischen der Schwester und ihrem Arbeitspartner. Solche Regelungen sind auch dann zu empfehlen, wenn Schwestern intern für die Kongregation tätig sind.

Andere Regelungen, die entwickelt werden können, sind zum Beispiel Bildungsmaßnahmen, sowohl im Rahmen der anfänglichen Ausbildung als auch der ständigen Weiterbildung, Auffrischung und Sabbatjahre, Freizeit und Urlaub. Derartige Regelungen können Unklarheiten beseitigen und ein Mittel zur Kommunikation und Revision an die Hand geben. Viele resiliente Institutionen stellen ihre Regelungen anhand der guten Erfahrungen anderer auf und benutzen jene, die den größten Einfluss haben, zur Herausbildung der Einzelheiten bei den Regelungen. Das erleichtert die „Aneignung“ der Regelungen. Heute, da wir eher relationale Formen des Leitungsdienstes entwickeln, ist es nicht mehr angemessen, Regelungen zu präsentieren, ohne vorher jene nach ihrer Meinung zu fragen, die in ihrem Alltag nach diesen Regelungen leben werden.

Im Licht der Skandale und Missbrauchsenthüllungen in der katholischen Kirche in jüngerer Zeit ist es heute auch für Ordensinstitute sehr wichtig geworden, Verhaltenskodexe und Regeln zum Kinderschutz zu haben. Solche Regelungen beseitigen Unsicherheiten über angemessenes Verhalten und den Umgang im Rahmen der angebotenen Dienste und bieten eine Plattform für Diskussionen über Grenzen, und die Überprüfung und Evaluierung der Dienstleistungen. Sie können auch dazu dienen, einem Missbrauch von Schwestern und Schutzbefohlenen vorzubeugen, indem sie die von den Schwestern und unseren Arbeitspartnern, einschließlich der kirchlichen Arbeitspartner, verlangten Standards deutlicher machen. Offene Kommunikation über sensible Themen gestattet eine frühe Erkennung der Anzeichen von Missbrauch, um diesem entgegenzuwirken.

Leitungsdienst

Natürlich stehen Ordensoberinnen heute enormen Herausforderungen gegenüber. Auch sie werden zunehmend älter und leiten Kongregationen, deren Zahlen und Mittel immer mehr zurückgehen, während es immer noch Schwestern gibt, die weiterhin mit den Menschen am Rande der Gesellschaft arbeiten und ihr Gründungsscharisma zum Ausdruck bringen. Es gibt nur wenige Berufungen, und jüngere oder neue Mitglieder bringen andere Prioritäten zum Ausdruck, besitzen neue Fähigkeiten und sind oft besorgt um die Zukunft der Welt und der katholischen Kirche.

Die Ordensoberinnen tragen heute auch eine enorme Verantwortung. Sie haben viel mit Zivil- und Kirchenrecht und der Verwaltung von Institutionen zu

tun. Wirtschaftsplanung und die Sicherstellung ausreichender Mittel, um in Zukunft für die Schwestern und die Institutionen sorgen zu können, sind belastend und erfordern komplexe Fähigkeiten und Sachkenntnisse. Außerdem ist Kommunikation entscheidend geworden, da die Ordensinstitute ihre Entscheidungen mehr auf relationaler Ebene treffen. Mehr denn je müssen Ordensoberinnen inmitten all dieser Verantwortung gut auf sich selbst achten, um den Herausforderungen ihres Leitungsdienstes durch gutes Urteilsvermögen und gute Gesundheit gewachsen zu sein. Ordensoberinnen müssen ein Vorbild sein, sowohl in ihrem eigenen Verhalten als auch in den Erwartungen, die sie an ihre Gemeinschaft stellen.

Eine sehr gute Strategie, die sowohl für Ordensoberinnen als auch für Ordensschwestern, die einen Dienst wahrnehmen, sehr zu empfehlen ist, ist Supervision. Supervision ist ein regelmäßiger, geplanter, gewollter und begrenzter Termin, in dem ein Supervisor zusammen mit einem anderen Supervisor gemeinsam die Arbeit einer Person begutachtet. Diese Termine können der Person helfen, auf Probleme, die sich bei ihrer Arbeit ergeben und derer sie sich früher nicht bewusst war, näher einzugehen. Durch die Supervision werden Probleme noch einmal mit anderen Augen betrachtet. Außerdem muss man dadurch Rechenschaft geben, und das Handeln und Verhaltensmuster werden revidiert.

Supervision, Unterstützung und Zusammenarbeit mit Psychologen kann teuer sein. Ordensinstitute sollten eine Liste von Psychologen und ihrer speziellen Ausrichtung erstellen und immer auf dem neuesten Stand halten – für Notfälle ebenso wie für die ständige Zusammenarbeit. Heute ist es auch möglich, diese Dienste über das Internet zu bekommen. Das kann hilfreich sein in einem Umfeld, in dem Psychologen rar sind oder wo sie mit der Kultur und den Besonderheiten des Ordenslebens vielleicht nicht vertraut sind. Derartige Ressourcen sollten immer im Haushaltsplan enthalten sein.

Fassen wir zusammen: Stress und Belastungen im Ordenslebens können einen hohen Preis fordern. Es müssen nicht nur gute Systeme erarbeitet werden, um ihren Auswirkungen auf die einzelnen Schwestern durch Selbsthilfe und professionelle Hilfe zu begegnen, sondern es müssen auch gute Maßnahmen und Regelungen entwickelt werden, um unsere Ordensinstitute resilient zu machen und sie in gute Form zu bringen für die unsicheren Zeiten, die vor uns liegen.

¹ Colman, A.M. (2014) A Dictionary of Psychology (online). Oxford, Oxford University Press.

² Colman, A.M. (2014) A Dictionary of Psychology (online). Oxford, University of Oxford Press.

³ PTBS ist eine psychische Störung bei Personen, die ein traumatisches Ereignis miterlebt haben, etwa eine Naturkatastrophe, einen schweren Unfall, einen Terrorakt, Krieg/Kampf, Vergewaltigung oder einen Überfall (American Psychiatric Association).

⁴ American Psychiatric Association.



Vom Schreibtisch der Vorstandssekretärin

So viel hat sich verändert, völlig verändert, seit ich das letzte Mal „vom Schreibtisch der Vorstandssekretärin“ geschrieben habe, in der Ausgabe Nr. 171. Meine abschließenden Dankesworte galten Sr. Elisabetta Flick und Sr. Cecilia Bayona für ihre Jahre im Dienst der UISG. Wir konnten nicht ahnen, dass Sr. Elisabetta innerhalb kürzester Zeit von uns genommen werden würde, in der ersten Covid-19-Welle hier in Italien. Ihr Tod war ein persönlicher Verlust für ihre Kongregation und für uns alle in der UISG. Gleichzeitig steht ihr Tod jedoch auch symbolisch für den Verlust, den so viele Ordensgemeinschaften von Frauen und Männern erlitten haben – zunächst in Italien und Spanien und dann nach und nach anderswo in Europa, in Nord- und Südamerika, gefolgt von Afrika, Asien und Ozeanien. Fast alle Ordensgemeinschaften sind mit dem Virus in Berührung gekommen – entweder direkt durch infizierte Mitglieder oder indirekt durch Familienangehörige, Mitarbeiter, Nachbarn, Freunde oder Menschen, mit denen sie arbeiten, die ebenso davon betroffen waren und gelitten haben. Mögen die Seelen aller, die wir geliebt und verloren haben, im liebenden Arm ihres Herrn und Erlösers ruhen.

Noch viele weitere Verluste und Tote waren zu beklagen, und wir mussten unsere Lebensweise verändern und der Pandemie anpassen. Wir alle haben darunter gelitten – unter dem Verzicht auf Berührungen, dem physischen und psychologischen Abstand sowie dem Verlust unserer gewohnten Lebensweise, die zum Ausdruck kommt in gemeinsamen Eucharistiefeiern, täglichen Mahlzeiten, Unterricht an Schulen und Universitäten, Dienst in Pfarreien, Krankenhäusern und Gefängnissen, Gruppentreffen und Vorträgen, Versammlungen und Kapiteln. Jede von uns weiß, wie ihr Leitungsdienst sich verändert hat, durch Beschränkungen in Reisen und persönlichen Begegnungen und zunehmende Onlinekommunikation. Durch die Technologie konnte das Solidaritätsbewusstsein in und zwischen den Kongregationen und von dort aus mit der ganzen Welt wachsen. Wir leiden alle gemeinsam, aber wir sind auch füreinander da, um einander zu ermutigen und zu unterstützen. Wir lernen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden.

Unsere Arbeit in der UISG hat sich sehr verändert. Aufgrund der weltweiten Notlage haben sich verschiedene Stiftungen und zahlreiche Ordensgemeinschaften an die UISG gewandt, zur Errichtung eines besonderen Solidaritätsfonds zur Unterstützung notleidender Kongregationen. Anschließend kam St. Egidio (eine italienische Organisation) auf uns zu, mit der wir zusammenarbeiten und USAID Fonds für notleidende Kongregationen, Notunterkünfte und Willkommenszentren in Italien erhalten konnten. Aufgrund der Konstellationen-Struktur in der UISG konnten wir die Gelder schnell und unbürokratisch an die Notleidenden weiterleiten, wofür uns die Spender sehr dankbar waren. Ein weiterer neuer Schwerpunkt in dieser Zeit bestand darin, dass die UISG über Zoom praktische Hilfe, gezielte Ausbildung und geistliche Nahrung für Leiterinnen und Mitglieder von Kongregationen anbieten konnte. Die Themen waren sehr vielfältig und zahlreich, und wir haben gestaunt, dass es den Mitarbeiterinnen der UISG gelungen ist, zahlreiche Menschen an Onlinebegegnungen in vier Sprachen teilnehmen zu lassen. Zusätzlich haben Patrizia Morgante, Sr. Florence de la Villeon und Sr. Thérèse Raad vielen

Kongregationen Ausbildungsprogramme und praktische Hilfen angeboten und sie in die Lage versetzt, Zoom in ihren Kongregationen und für ihre Missionen und Dienste zu verwenden. Die Fähigkeit weiblicher Kongregationen, sich neuen Wirklichkeiten anzupassen, spiegelt dieselbe Fähigkeit ihrer Gründerinnen und Gründer wieder, die den neuen Nöten ihrer Zeit mit Phantasie, Kreativität und Flexibilität entgegengetreten sind.

In diesen Monaten sind die verschiedenen Projekte der UISG trotz der von Covid-19 auferlegten Beschränkungen weitergewachsen. Das Ausbildungsprogramm für 44 Teilnehmerinnen ist nach einem Monat online gegangen. Sr. Cynthia Reyes und die Teilnehmerinnen haben den Übergang so gut gemeistert, und wir sind den Referenten dankbar für ihre Flexibilität, zu verschiedenen Tageszeiten zu sprechen. Die Initiative Catholic Care for Children International (CCCI) wurde offiziell eröffnet, und Sr. Niluka Perera hat einige wichtige Webinare abgehalten, um das Ziel der CCCI sowie die Implikationen des „Continuum of Care“ zu erläutern. USG und UISG haben gemeinsam eine neue Kommission errichtet, die vom UISG-Büro „Care and Protection“ unterstützt wird. In Zusammenarbeit mit der Päpstlichen Kommission für den Schutz von Minderjährigen und dem Kinderschutzzentrum (Universität „Gregoriana“) hat die gemeinsame Kommission begonnen, wichtige Webinare für Generalobere/innen, Mitglieder des Generalrats und Kontaktpersonen der Kongregation anzubieten. Die UISG-Kampagne „Sowing Hope for the Planet“ [Hoffnung säen für den Planeten] ist unter der Leitung von Sr. Sheila Kinsey von Erfolg zu Erfolg gegangen, und das Netzwerk der daran teilnehmenden Kongregationen wurde stark erweitert.

Sr. Gabriella Bottani und das Internationale Koordinationsteam haben die vielen Netzwerke von Talitha Kum unterstützt in diesen schwierigen Zeiten, in denen immer mehr Menschen Gefahren ausgesetzt sind. Hinter den Kulissen unterstützen uns weitere Mitarbeiterinnen verwaltungstechnisch bei all diesen verschiedenen Initiativen; ohne sie könnten wir unsere Arbeit nicht tun. Trotz aller Schwierigkeiten hat die UISG eine neue Initiative mit dem Namen „Sisters Advocating Globally“ ins Leben gerufen, deren Ziel es ist, Schwestern in verschiedenen Teilen der Welt Hintergrundwissen und Fähigkeiten zu vermitteln, die notwendig sind zur Fürsprache und Kommunikation im Namen derer, die sich am Rande der Gesellschaft befinden. Wir freuen uns, Frau Uta Sievers als Projektkoordinatorin und Frau Giulia Cirillo als Fürsprache- und Kommunikationsbeauftragte zu begrüßen.

Im Laufe des Jahres haben wir als Ordensfrauen und Ordensmänner gemeinsam die Auswirkungen von Covid-19 auf das Ordensleben in verschiedenen Teilen der Welt gespürt. Die Präsentationen von CLAR, LCWR und UCESM haben dazu beigetragen, ein neues Bewusstsein für Solidarität und Geschwisterlichkeit zu schaffen. Das hat uns darauf vorbereitet, Papst Franziskus' neue Enzyklika „Fratelli Tutti“ mit den Leitungsverantwortlichen der Kongregationen zu teilen, damit die Enzyklika möglichst weite Verbreitung findet. Das Dikasterium für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens hat das neue Dokument „The Gift of Fidelity and the Joy of Perseverance“ über Zoom den Ordensleuten weltweit vorgestellt. Es wird am 18. Februar 2021 eine weitere Begegnung organisieren, um besondere Aspekte des Dokuments mit Höheren Oberen/innen und Prokuratoren/innen zu untersuchen.

Am Ende dieses schwierigen Jahres und im Hinblick auf ein Neues Jahr, dem wir mit neuer Hoffnung entgegengehen, möchte ich Ihnen ein Gebet aus der keltischen Überlieferung mitgeben:

*Wenn dein Weg von Schatten bedroht ist,
möge der Herr dich umgeben,
um das Licht drinnen und die Finsternis draußen zu halten.
Wenn auf deinem Weg Konflikte lauern,
möge der Herr dich umgeben,
um die Liebe nah und den Hass fern zu halten.
Wenn dein Weg von Sorgen bedroht ist,
möge der Herr dich umgeben,
um den Frieden drinnen und die Furcht draußen zu halten.
Wir sehnen uns danach, dass du zu uns kommst, wo wir sind.
Wir fürchten nicht die Schatten,
die uns umgeben, weil du unter uns das Licht bist.
Wir warten auf einen Schrei in der Nacht, die Freude,
die auf den Schmerz folgt, die Erfüllung der Hoffnung.
AMEN.*

Nachrichten der UISG

Erneuerung der Kommunikation der UISG: Website und Logo

Wir alle kennen den Wunsch, ab und zu unser Aussehen zu verändern: Wir schneiden die Haare oder verändern unseren Look. Nach fünf Jahren intensiver Tätigkeit brauchen auch die Kommunikationsplattformen der UISG eine Erneuerung, um den wachsenden Bedürfnissen unserer Mitglieder nach Gemeinschaft und Beziehung besser zu entsprechen. Wir werden beim Logo und bei der Website beginnen. Ersteres hat uns viele Jahre hindurch begleitet: Wir fühlen, dass es heute nicht mehr das zum Ausdruck bringt, was aus unserer Vereinigung geworden ist. Die Website wird folgen: mit vielen Neuheiten, um den Informationsfluss und Ihre Beteiligung daran einfacher und unmittelbarer zu gestalten. Wir werden einige Monate brauchen, um darüber nachzudenken, Entscheidungen zu finden und Untersuchungen anzustellen, um zu einem Ergebnis zu gelangen. Wenn Sie uns mit Ideen oder Kritik helfen möchten, dann wäre es uns eine große Hilfe. Schreiben Sie an: comunicazione@uisg.org

Leitungsdienst für ein geweihtes Leben in einer im Werden begriffenen Welt. Online-Kurs zum Leitungsdienst

UISG und USG veranstalten im Oktober und November den ersten Online-Kurs zum *Leitungsdienst* in vier Sprachen: Er ist bei Ordensfrauen und Ordensmännern auf sehr großes Interesse gestoßen.

Einige Daten: 1.500 Anmeldungen, vorwiegend Frauen; die meisten Teilnehmer/innen sind Ordensleute, in Leitungspositionen (auf verschiedenen Ebenen) oder in der Ausbildung. Sie kommen aus folgenden Ländern: Europa, Mexiko, Brasilien, Argentinien, Kolumbien, Peru, Nigeria, Kanada.

Emili Turù, FMS und Pilar Benavente, MSOLA die beiden Ausbilder, haben gesagt: *„Dieser Titel ist vor allem in unserer Zeit sehr wichtig: Wir haben gesehen, dass der Leitungsdienst angesichts der neuen Herausforderungen in der Welt ebenfalls vor neuen Herausforderungen steht; und als geweihte Personen müssen wir die Geschichte und die Welt, die aus dieser Krise hervorgeht, annehmen. Wir bezeichnen es als eine Zeit, in der eine neue Zeit im Werden begriffen ist.“*

Angesichts des großen Interesses wird die UISG im Jahr 2021 weitere Kurse zum Leitungsdienst anbieten.

Kurs Interkulturalität und Leitungsdienst

„Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus. Wenn ihr aber Christus gehört, dann seid ihr Abrahams Nachkommen, Erben gemäß der Verheißung“ (Galater 3,28-29).

Im Dezember wird ein Kurs mit acht Begegnungen zum Thema *Interkulturalität und Leitungsdienst* stattfinden: Die Teilnehmerinnen sind Generaloberinnen und Generalrätinnen. Es wird eine verkürzte Version des zweiwöchigen Programms sein, das die UISG im Januar 2019 veranstaltet hat.

Themen sind unter anderem: *Kultur und interkulturelle Sensibilität; Interkulturalität und heutiges Ordensleben; Spiritualität und der interkulturelle Weg Jesu; Kultur und Geschlecht; Interkulturalität und digitales Zeitalter; Interkulturalität und Leitungsdienst.* Begegnung mit den Kontinentalkonferenzen der Ordensfrauen und der Ordensmänner. Im Jahr 2020 hatte die UISG Online-Begegnungen mit den Leitungsräten der verschiedenen Ordenskonferenzen der Welt, mit einer Webinar-Reihe mit dem Titel *„Eine neue Vorstellung von der Zukunft“*:

Wir haben allen dieselben Fragen gestellt:

- Wie begleitet das Ordensleben auf Ihrem Kontinent die Menschen in dieser Zeit der Pandemie?
- Vor welche Herausforderungen stellt die Krise das Ordensleben?
- Wie stellen wir uns die Zukunft nach diesem globalen Ereignis vor?

Wir hatten Begegnungen mit der LCWR (Leadership Conference of Women Religious, USA), der CLAR (Lateinamerika und Karibik), der UCESM (Europa) und der COSMAM (Afrika und Mosambik).

An all diesen Begegnungen gab es eine rege Beteiligung: ein Moment des Gebets und der gemeinsamen Reflexion über das Ordensleben in der Welt; gegenseitige Unterstützung; Stärkung der Gemeinschaft, die daraus entspringt, dass wir alle Brüder und Schwestern sind.

Die Aufnahmen stehen auch auf unserem Youtube-Kanal zur Verfügung: <https://bit.ly/3kgI5me>

Für alle Opfer von Covid-19: Online-Gebet

„Stille halten, um das Flüstern und Stöhnen derer zu hören, die unter Covid-19 leiden“: Mit diesem Anliegen haben wir Ende Juli ein Online-Gebet in fünf Sprachen veranstaltet: ein wertvoller Moment, in dem wir uns mit den konkreten Gesichtern von Menschen, besonders der Schwachen, verbunden haben, die leiden, weil sie keinen Zugang zu angemessener medizinischer Behandlung haben, oder nicht hinausgehen können, um zu überleben.

Wir sind von Venezuela nach Indien, von Brasilien nach Italien gereist, haben gebetet und das Leben gepriesen, das auch aus der Asche auferstehen kann.

Ein sehr schöner Moment der Nähe!

Kinderschutz: gemeinsame Bemühungen

Die UISG hat in Zusammenarbeit mit der *Kinderschutzkommission des Vatikans*, der Kinderschutz Einrichtung *Telefono Azzurro* und dem *Kinderschutzzentrum der Gregoriana* eine Reihe von vier Webinaren veranstaltet, zum Thema des *Schutzes Minderjähriger und erwachsener Schutzbefohlener unter Covid-19*.

Viele Ordensfrauen sind an diesem Thema interessiert, da sie sich bewusst sind, dass es für diese Sendung der Vorbereitung auf verschiedenen Ebenen sowie großer Aufmerksamkeit und Sorge für Menschen und Beziehungen bedarf.

Wir haben in einem einzigen Dokument alle Materialien und Videos der Begegnungen in den verschiedenen Sprachen zusammengestellt. Sie finden alles unter folgendem Link: <https://bit.ly/2FX7L8z>

Die UISG gründet die Catholic Care for Children International (CCCI)

Die Internationale Vereinigung von Generaloberinnen (UISG) startet derzeit ein neues Projekt: *Catholic Care for Children International (CCCI)*. Es wird von Ordensschwestern geleitet und soll Ordenseinrichtungen – insbesondere denen, deren Charisma in der Kinderfürsorge liegt – helfen, Kindern die bestmögliche Fürsorge zu geben. Ziel ist es, jedes Kind in einem sicheren und liebevollen Umfeld aufwachsen zu sehen, in einer Familie oder in einem familiären Umfeld.

Das Projekt wurde am 2. Oktober 2020 gestartet mit einer Online-Präsentation für die Mitglieder der UISG, die Presse und die Partnerorganisationen.

Vision des CCCI: Eine Welt schaffen, in der jedes Kind sicher in einer liebevollen Familie aufwachsen kann oder in einer Gemeinschaft, die es unterstützt.

Mission des CCCI: Den Ordensinstituten, deren Charisma in der Kinderfürsorge liegt, helfen, die Zeichen der Zeit zu lesen und den Kindern und erwachsenen Schutzbefohlenen die bestmögliche Fürsorge zu geben. Insbesondere soll *der Rückgriff auf institutionelle Hilfe reduziert und die familiäre und gemeinschaftliche Fürsorge für Kinder gefördert werden*.

Mehr Informationen über dieses Projekt finden Sie unter folgendem Link: <https://bit.ly/3huw9M0>

Zeit der Schöpfung 2020: Jubiläum für die Erde

Die UISG-Kampagne zu *Laudato si'*, *Hoffnung säen für den Planeten*, hat sich der *Zeit der Schöpfung* angeschlossen, vom 1. September bis zum 4. Oktober 2020.

Die verschiedenen Konstellationen der UISG konnten ihre Bemühungen um eine ganzheitliche Ökologie und die Umsetzung von *Laudato si'* miteinander teilen.

Die Kampagne, in der Person von Sr. Sheila Kinsey, der Koordinatorin, trägt zu dem Weg bei, den das *Dikasterium für den Dienst zugunsten der ganzheitlichen Entwicklung des Menschen* verfolgt, um auf allen Ebenen und in allen Aspekten unseres Lebens die grüne Enzyklika von Papst Franziskus zu leben.

Für mehr Informationen und um Material herunterzuladen: <https://www.sowinghopefortheplanet.org>

SEKRETARIAT DER UISG

<i>SEKRETARIAT</i>	Sr. Patricia Murray, ibvm <i>Vorstandssekretärin</i>	<i>segretaria.esecutiva@uisg.org</i> 06 684002 36
	Rosalia Armillotta <i>Assistentin der Vorstandssekretärin</i>	<i>ufficio.segreteria@uisg.org</i> 06 684002 38
	Aileen Montojo <i>Finanzverwalterin</i>	<i>economato@uisg.org</i> 06 684002 512
<i>FINANZEN</i>	Sr. Sunitha Luscious, zsc <i>Assistentin der Finanzverwalterin</i>	
	Patrizia Balzerani <i>Membership Sekretärin</i>	<i>assistente.economato@uisg.org</i> 06 684002 49
	Patrizia Morgante <i>Kommunikationsreferentin</i>	<i>comunicazione@uisg.org</i> 06 684002 34
<i>KOMMUNIKATION</i>	Sr. Thérèse Raad, sdc <i>Kommunikationsbüro (Freiwilliger)</i>	<i>comunicazione@uisg.org</i> 0668.400.233
	Antonietta Rauti <i>Koordinator UISG-Bulletin</i>	<i>bollettino@uisg.org</i> 06 684002 30
	Bianca Pandolfi <i>UISG Information Office</i>	<i>info@uisg.org</i>
<i>DIENSTLEISTUNGEN</i>	Svetlana Antonova <i>Technischer AssistentAllgemeine Dienste</i>	<i>assis.tec@uisg.org</i> 0668.400.250
	Sr. Florence de la Villeon, rscj <i>Migrantenprojekt</i>	<i>rete.migranti@uisg.org</i> 06 68.400.231
	Sr. Gabriella Bottani, smc <i>Koordinator Talitha Kum</i>	<i>coordinator@talithakum.info</i> 0668.400.235
<i>PROJEKTE</i>	Marilde Iannotta <i>Talitha Kum Secretariat</i>	<i>secretariat@talithakum.info</i> 0668.400.232
	Sr. Mayra Cuellar, mb <i>Talitha Kum Database</i>	
	Sr. Mary Niluka Perera, sgs <i>Catholic Care for Children International</i>	<i>ccc@uisg.org</i> 0668.400.225
<i>PROJEKTE</i>	Claudia Giampietro <i>Office for Care and Protection</i>	<i>safeguarding@uisg.org</i> 0668.400.225
	Sr. M. Cynthia Reyes, sra <i>UISG Weiterbildung Programm</i>	<i>formators.programme@uisg.org</i> 0668.400.227
	Canon Law Council	<i>canoniste@uisg.org</i>